

Marion Schmickler

# Die Philippinen - Ein Land von Migranten

Philippinen vom 3. 1. bis 15. 2. 1998,  
betreut von der Friedrich-Ebert-Stiftung  
und dem Deutschen Entwicklungsdienst

Zur Person	632
I. Die Philippinen - Ein Land von Migranten	632
1. Mann gesucht - Liebe nicht ausgeschlossen	632
2. Mit „big money“ zurück nach Hause - Hilfe für Rückkehrerinnen	634
2.1 Adelas zerplatzte Träume	634
2.2 In Zahlenspielen verheddert - Junettes langes Warten	638
2.3 Louisas neue Mission	641
2.4 Gelungene Entwicklungshilfe?	642
3. Philippinen - Nummer eins im Export von Arbeit	646
3.1 Mit den Gedanken längst weg — ein Vorbereitungsseminar	647
3.2 Eheberatung auf philippinisch	650
3.3 Die deutsche Antwort - nur keine diplomatischen Verwicklungen	651
4. Karrierefrau oder Ware Liebe?	652
II. Die NROs und der Kampf gegen die Armut	654
1. Pater Willi und die Straßenkinder - Schwäbische Ordnung im Armenviertel	654
2. Erste Hilfe für Prostituierte	656
2.1 Zwischen Schmuttel-Bars und Edel-Klubs - eine Nacht in Cebu City	656
2.2 Mangoeis statt Bordell	659
2.3 Als Kind an Männer verkauft	660
III. Als „Gastarbeiterin“ auf den Philippinen	662



*Marion Schmickler*, geboren 1964 in Bonn. Nach dem Abitur Studium in Anglistik, Politischer Wissenschaft und Öffentlichem Recht in Bonn und Los Angeles. Daneben freie Mitarbeiterin bei der Rhein-Zeitung, in der Pressestelle des Bundestages, Radio RPR. Volontariat bei der Rhein-Zeitung, Redakteurin in der Nachrichten-Redaktion. Seit 1996 freie Autorin beim WDR-Fernsehen in der Redaktion Landespolitik in Düsseldorf.

## I. Die Philippinen - Ein Land von Migranten

### I. Mann gesucht - Liebe nicht ausgeschlossen

Die junge Frau, die als Aufsicht an der Tür steht, nutzt offenbar jede Chance, den Mann fürs Leben zu finden: „Kennst du keinen deutschen Mann, den ich heiraten könnte“, fragt sie unverblümt und lacht verlegen. „Weißt du, sie ist noch **Single**“, erklärt ihre Kollegin. „Ich habe hier noch keinen Mann gefunden. Deshalb suche ich jetzt einen Ausländer.“ „Warum?“ „Sie will in der Welt herumkommen“, frotzelt ihre Freundin. „Aber willst du nicht jemanden heiraten, den du liebst?“ „Ich kann doch versuchen, ihn zu lieben. Da würde ich mich schon anstrengen.“

Daß ihr Leben im Ausland nur besser werden kann, davon träumt nicht nur die Frau, die den Eingang der Philippine Overseas Employment Administration (POEA) in Manila bewacht. Ob als Ehefrau oder als „Overseas worker“ - das Ausland hat für die meisten Filipinos eine magische Anziehungskraft. Das Thema Ausland begegnet einem überall auf den Philippinen, selbst in den entlegensten Dörfern erzählen die Einheimischen von Frauen, die ins Ausland gegangen sind, um dort zu heiraten oder zu arbeiten. Die oft unbedarfte und offene Art, mit der viele Frauen ihre Faszination für ausländische Männer zeigen, hat mich am Anfang schockiert. Immer wieder erzählten mir Männer, sie seien auf der Straße oder im Supermarkt von einer Frau angesprochen worden, die sie heiraten wollte. Und auch mich fragten viele Frauen nach deutschen Brieffreunden - Heirat nicht ausgeschlossen. Der dickbäuchige westliche Mann, der die völlig ahnungslose Filipina ausbeutet - solche Klischees alleine helfen nicht weiter, wenn man verstehen will, warum so viele Frauen ihr Glück im Ausland suchen.

„The grass is always greener on the other side“, versucht Malou Alcid von der Migrantenorganisation Kanlungan zu erklären, warum jeden Tag 2 000 ihrer Landsleute die Heimat verlassen. Kaum ein Land hat so viele Menschen im Ausland, und kaum ein Land ist so abhängig von den Dollars, die aus dem Ausland zurückfließen, wie die Philippinen. Fast sieben Millionen Filipinos arbeiten allein als „overseas workers“ im Ausland, mehr als die Hälfte sind Frauen - Tendenz steigend. Die meisten gehen in ein asiatisches Land, Hongkong, Singapur und Taiwan sind besonders beliebt. Zweitbeliebtestes Ziel ist der Nahe Osten, gefolgt von den Vereinigten Staaten, Europa und Afrika.

Und alle müssen durch die Tür der Migrantenbehörde POEA. Jeden Tag lassen die beiden Wärterinnen Tausende durch, Tausende, die mit großen Briefumschlägen unterm Arm die Formalitäten erledigen. In dieser Behörde müssen sie sich geduldig durch die verschiedenen Warteschlangen und Abteilungen quälen, Formulare und Bescheinigungen sammeln, die sie in ihre Briefumschläge stecken - eine Briefmappe kann sich kaum jemand leisten. Bei soviel Aufwand liegt es für die Frau an der Aufsicht nahe, vom vermeintlich leichteren Weg zu träumen, dem Eheglück in der Fremde. Ein Glück, das viele offenbar gefunden haben. Zig Tausende Filipinas heiraten jedes Jahr Ausländer, allein 1 000 Frauen nach offiziellen Angaben einen deutschen Mann. Die Dunkelziffer dürfte um ein Vielfaches darüber liegen, denn viele Bräute reisen als Touristinnen ein, weil sie so lästige Behördengänge sparen können.

Daß das vermeintlich bessere Leben im Ausland nicht selten in einem Alptraum endet - die allermeisten Filipinos blenden diese Gefahr aus. Und daß vor allem die Frauen, die Ausländer heiraten, oft Opfer von Gewalt und Mißhandlungen werden, daß Filipinas nach einer im Februar 1998 veröffentlichten Studie allein in Australien sechsmal häufiger Opfer von ehelicher Gewalt werden als australische Frauen - darüber schweigen sich auch staatliche Stellen am liebsten aus. Im Gegenteil. Sie machen den Frauen Mut zu gehen. Alle Beratungsgespräche, alle Broschüren haben nur ein Ziel: die Frauen zu bewegen, harte Dollars zu verdienen, ohne die philippinische Wirtschaft zusammenbrechen würde. Wie wichtig die Dollars sind, wurde während der Asien-Krise Anfang 1998 klar. Im Fernsehen rief die Regierung die im Ausland lebenden Filipinos auf, ihre Dollars nicht zurückzuhalten. Angesichts des Sturzflugs des Peso warteten viele Ausländer-Filipinos offenbar auf den besten Umtauschkurs. Als der Peso Anfang Januar so tief fiel wie seit Jahren nicht, bildeten sich lange Schlangen vor den Geldwechslern und Banken. Wartezeiten von einer Stunde und mehr waren keine Ausnahme.

Doch was passiert, wenn die mit Ausländern verheirateten Frauen auf die Philippinen zurückkehren? Was, wenn sie das große Glück nicht gefunden haben, stattdessen ausgebeutet, mißhandelt und geschlagen werden? Von staatlicher Seite gibt es so gut wie keine Unterstützung. Hilfe bieten meist nur die Nicht-Regierungsorganisationen (NRO). Während meines Stipendiums habe ich mir unter anderem ein Projekt angeschaut, das die deutsche

Frauenorganisation Solwodi in Zusammenarbeit mit dem Bundesministerium für Wirtschaftliche Zusammenarbeit macht. Mich hat aber nicht nur interessiert, wie die Hilfe für Rückkehrerinnen aussieht und wie erfolgreich das Programm ist, ich wollte herausfinden, warum so viele Filipinas sich überhaupt auf das Abenteuer Ausland einlassen. Die Namen der Frauen, deren Schicksale ich in meinem Bericht beschreibe, habe ich zum Teil geändert. Die Frauen haben mich darum gebeten. Aus Angst, auch Jahre nach ihrem Deutschland-Aufenthalt könnten ihre gewalttätigen Ex-Ehemänner sie bis auf die Philippinen verfolgen. Und aus Scham, den großen Traum vom Eheglück nicht verwirklicht zu haben. Mit vier Frauen aus dem Solwodi-Programm habe ich gesprochen, über zwei berichte ich besonders ausführlich, weil mir ihr Schicksal besonders typisch für die Probleme der Frauen und die Schwierigkeiten des Projektes erscheinen.

## 2. Mit „big money“ zurück nach Hause — Hilfe für Rückkehrerinnen

### 2.1 Adelas zerplatzte Träume

Die 10 000 Mark, die sie aus Deutschland mitbrachte, waren für sie „big money“. Mehr als genug Geld, so dachte Adela, um endlich ihren Traum vom Sari-Sari-Laden (die philippinische Version des Tante-Emma-Ladens) wahr zu machen. Einen Anbau ans Haus ihrer Eltern, einen Kühlschrank für die Getränke, ein reichhaltiges Angebot, mit dem sie sich gegen die Konkurrenz durchsetzen kann - Adela hatte großes vor mit dem Geld, das ihr die deutsche Frauenorganisation Solwodi als Rückkehrhilfe mitgegeben hatte. Doch nach nur einem halben Jahr war fast alles ausgegeben - das wenigste für ihren Laden. Als Adela nach Dumaguete im Süden der Visaya-Insel Negros zurückkam, wurden nacheinander ihr Vater und ihre Mutter krank. Ihr Vater starb. Die Arztrechnungen und die Beerdigung zahlte Adela. Ein Schicksalsschlag und das Ende eines Traums.

Adela traf das Schicksal besonders hart, und trotzdem ist ihr Fall typisch für die Situation von Rückkehrerinnen. Wie bei den meisten Filipinas, die den Schritt ins Ausland wagen, lag die ganze Hoffnung der Familie auf Adela, als sie 1993 nach Deutschland ging, um hier zu heiraten. Endlich ein Ende der Geldsorgen, so hatten ihre Eltern gehofft, die schon lange von der Hand in den Mund lebten. Adela selbst hatte den Traum, ihren beiden Töchtern eine gute Ausbildung zu finanzieren, es sollte ihnen einmal besser gehen als ihr. Und wie in den meisten Familien, hatten auch Adelas Verwandte große Erwartungen an sie, als sie nach zweieinhalb Jahren Deutschland nach Negros zurückkam. Wer verreist, muß für jeden in der Familie ein Geschenk im Koffer haben, wenn er oder sie nach Hause zurückkommt. Eine Tradition, die für die Rückkehrerinnen eine zusätzliche Belastung bedeutet. Wer mit leeren Händen zurückkehrt, verliert leicht sein

Gesicht, und das ist das schlimmste, was einer Filipina passieren könnte. So blieb auch Adela nichts anderes übrig, als die Kosten für ihre Eltern zu übernehmen, die Familie erwartete es von ihr.

Die 40jährige Adela ist eine von mittlerweile 16 Frauen, die seit sechs Jahren über das Rückkehrerinnen-Programm der Frauenorganisation Solwodi (die Abkürzung steht für Solidarity with women in distress) auf die Philippinen zurückgegangen sind. Solwodi arbeitet weltweit, doch die Philippinen sind ein Schwerpunkt - hier blüht das Geschäft mit der Ware Liebe. Ziel des Projektes: Die Frauen sollen nach ihren meist schlechten Erfahrungen in Deutschland eine Chance bekommen, in ihrer Heimat neu anzufangen. Wie sie das machen, sollen die Frauen selbst entscheiden. Solwodi unterstützt sie, wenn sie wie Adela ein eigenes Unternehmen gründen oder wenn sie eine Ausbildung machen. Dafür bekommen sie bis zu 15 000 Mark. Koordiniert wird das Projekt durch Nicht-Regierungsorganisationen vor Ort, im Falle von Adela von der Frauenorganisation Gabriela.

### Nach der Hochzeit begann der Horror

Es war eine Bekannte aus Dumaguete, die Adela auf die Idee brachte, einen deutschen Mann zu heiraten. „Wenn du so gut leben willst wie ich, dann kann ich dir helfen“, versprach ihr die Filipina, die selbst mit einem Deutschen in Dortmund verheiratet war. „Warum nicht“, dachte sie sich nach langem Überlegen. Daß sie einen fremden Mann heiraten würde, war für sie damals kein Hindernis. „Das hat mich nicht interessiert. Ich wollte nur ein gutes Leben haben.“ Und ihre Mutter bestärkte sie: „Wenn das für uns gut ist, denn mach's doch.“

Bis dahin hatte Adela von kleinen Geschäften gelebt. Ein paar Jahre hatte sie in Manila Kampfhähne gekauft und in Negros verkauft. Danach handelte sie mit Fisch, den sie morgens auf dem Markt kaufte und in anderen Dörfern verkaufte. Mit ihrem philippinischen Mann war sie schon lange nicht mehr zusammen. Er verließ sie, als ihre Töchter vier und sechs Jahre alt waren.

Nachdem Adela sich für Deutschland entschieden hatte, nahm ihre Dortmunder Bekannte ihr Schicksal in die Hand. Sie gab mehrere Anzeigen auf und fand schnell einen Interessenten für die damals 34jährige. Der 58jährige aus Bochum zahlte sogar das Geld für ihre Reise - doch Adela kam zu spät. Ihre Bekannte hatte dem Heiratskandidaten versprochen, sie komme im Juli, schickte ihr das Geld aber zu spät, und so wurde es September, bis Adela nach ihrer ersten Flugreise in Deutschland landete. Der 58jährige fühlte sich betrogen, zog sein Angebot zurück - er hatte bereits eine andere Frau gefunden. Daß ihre philippinische Bekannte professionell Frauen vermittelte, das wagt Adela auch heute noch nicht zu behaupten. Daß aber bei der Filipina in Dortmund nicht alles mit rechten Dingen zuring, bekam sie spätestens dann zu spüren, als sich ihr späterer Mann dort vorstellte.

Der Palästinenser, ein anerkannter Asylbewerber mit deutschem Paß, schien sehr interessiert an ihr zu sein. Er versprach, sie zu heiraten. Doch als er sie abholen wollte, brachte er gleich die Polizei mit. Der Mann vermutete Heiratshandel. Und so landete Adela auf der Polizeiwache - mit ihr eine andere Filipina, die ebenfalls in der Dortmunder Wohnung auf einen Ehemann gewartet hatte. „Da wurden meine Bekannten ganz schön nervös“, erinnert sich Adela. Aber so auffällig die Situation auch war, die Polizei konnte ihnen nichts nachweisen. Der Palästinenser wollte sie trotzdem mitnehmen. „Geh’ nicht zurück, ich kann dir helfen“, versprach er. Der Anfang einer fatalen Abhängigkeit.

Das merkte Adela aber erst, als sie schon verheiratet war. „Eine Woche nach der Hochzeit begann er sich zu verändern.“ Herrisch, eifersüchtig, herablassend war er plötzlich. „Du bist meine Sklavin“, gab er ihr zu verstehen, was er von ihr hielt. Das wollte sich die selbstbewußte Frau nicht bieten lassen. Sie wehrte sich, und so gab es ständig Streit. Adela arbeitete in seinem Reinigungs-Unternehmen mit, ein festes Gehalt wollte sie zwar nicht, sie bat ihren Mann aber, ihren beiden Töchtern 300 bis 400 Mark im Monat zu schicken. Obwohl er anfangs zugestimmt hatte, gab er ihr nur 100 Mark. Sie bat auch um Geld für sich, um zum Beispiel Kleider zu kaufen. Doch er gab ihr keinen Pfennig, mit der immer gleichen Begründung: „Ach, im Moment brauchst du doch nichts.“ Sie wollte Deutsch lernen, doch er verbot es ihr: „Wir können doch auch Englisch sprechen, mit den Deutschen will ich sowieso nichts zu tun haben.“ Den Kontakt zu anderen untersagte er ihr, aus Eifersucht. Selbst in die Stadt durfte sie nicht mehr alleine gehen („da gucken dir doch nur die Männer hinterher“). Adela, die auf den Philippinen immer auf eigenen Füßen gestanden hatte, fühlte sich wie eine Gefangene.

„Er drohte damit, mich in einem arabischen Land gegen ein Kamel zu verkaufen.“ Als Adela sich trotzdem wehrte, antwortete er mit Gewalt. Er schlug sie, würgte sie beinahe zu Tode. Nachbarn riefen immer wieder die Polizei, die sie ins Frauenhaus brachte. Ihr Mann suchte sie, versprach Besserung, sie ging zurück. „Was sollte ich denn tun, ich wußte ja, daß ich sonst raus muß aus Deutschland.“ Ohne Geld, ohne Zukunft auf den Philippinen, als gescheiterte Ehefrau. Adela entschied sich durchzuhalten. Bis zum nächsten Streit, bis zu den nächsten Schlägen. „Ich dachte, beim nächsten Mal bringt er mich um.“ Zwei Jahre zwischen Frauenhäusern und Gewalt - ein Leben in ständiger Angst.

„My mind ist kaputt. Alles vergessen“, sagt Adela immer wieder und greift sich an den Kopf. Adela redet nicht gerne über das, was ihr in Deutschland passiert ist. In ihrem kleinen Dorf weiß kaum jemand davon, und das soll auch so bleiben. Wir haben uns deshalb in ein Restaurant zurückgezogen, wo niemand sie kennt. Es geht ihr nahe, das alles noch einmal zu erzählen. „Ich gebe dir morgen meine Papiere aus Deutschland, da kannst du alles nachlesen“, bietet sie mir am Ende des Abends an. Sie will das Kapitel Deutschland abschließen. Am nächsten Morgen hat sie schon die Papiere aus dem Karton herausgesucht, auf dem die Bochumer Adresse

langsam verblaßt. Briefe der Anwälte aus dem Scheidungsverfahren, Gutachten von Ärzten, die Würgemale am Hals und blaue Flecken bescheinigen - Dokumente, die sie sorgfältig aufbewahrt. Als habe sie Angst, die Beweise noch einmal brauchen zu können.

### Gescheitert an der Armut der anderen

Die beiden Tüten Maggi-Fix für Sauerbraten und Rouladen gehören zu den wenigen Dingen, die Adela vor zwei Jahren aus Deutschland mitgebracht hat. „Meine Lieblingsgerichte“, kommt Adela ins Schwärmen über die deutsche Küche. Zum Abendessen macht sie sich oft Salat oder kocht Kartoffeln, die anderen in der Familie essen derweil Reis und wundern sich über Adelas neuen Geschmack. Rouladen und Sauerbraten hat sie noch nicht wieder gekocht, seitdem sie zu Hause ist. Die beiden Maggi-Fix-Tüten sollen Erinnerungsstücke bleiben. Sie hängen neben ein paar Fotos und Postkarten aus Deutschland im Sari-Sari-Laden, unverkäuflich natürlich. An die letzten Monate in Bochum erinnert sie sich gerne. Als die Scheidung endlich klar war, lebte sie auf. Die Frauen vom Informationszentrum Dritte Welt in Herne besorgten ihr eine Wohnung und Arbeit. Adela nahm gleich mehrere Jobs an, um mehr Geld nach Hause schicken zu können. Und nach den langen Arbeitstagen lernte sie Deutsch - endlich konnte sie das machen, was ihr Mann ihr zwei Jahre lang verboten hatte.

Doch ihre Ehe war zu kurz gewesen, um in Deutschland bleiben zu können. Schon nach kurzer Zeit war klar, daß Adela zurückmußte. Die Frauen vom Informationszentrum schlugen sie für das Solwodi-Programm vor, für Adela ein Rettungsanker. Vor der Familie dazustehen als gescheiterte Ehefrau, daheim neu anzufangen ohne Geld – eine schreckliche Vorstellung. „Sie hat sich große Sorgen gemacht, wie ihre Familie wohl reagieren würde“, erinnern sich die Frauen vom Informationszentrum Dritte Welt an die Zeit vor Adelas Abreise. Um nach außen die Fassade zu wahren, nahm sie schon in Deutschland wieder ihren Mädchennamen an. So war ihre Scheidung wenigstens nach außen nicht mehr erkennbar. Auf den Philippinen, dem einzigen katholischen Land in Asien, gibt es keine Scheidung, nur wer genug Geld hat, kann sich eine Ehe-Annullierung leisten.

Was sie mit dem Geld von Solwodi machen würde, war schnell klar: Sie wollte einen Laden aufmachen. Schon vor ihrer Zeit in Deutschland hatte sie ja als Geschäftsfrau Erfahrung gesammelt, das wollte sie in ihrem Laden nutzen. Auch über den Standort des Sari-Sari-Ladens mußte sie nicht lange nachdenken. Sie wollte in der Nähe ihrer Familie sein, und so baute sie mit dem Geld, was nach dem Tod ihres Vaters übriggeblieben war, ans Haus ihrer Mutter an. Daß es an dem kleinen Platz gleich gegenüber zwei weitere Sari-Sari-Läden mit einem sehr ähnlichen Warenangebot gibt, störte sie anfangs nicht. Und auch die Frauen von der Frauenorganisation Gabriela, die sie vor Ort betreuten, hatten nichts dagegen einzuwenden. Ein Fehler, den sie heute zwar einsehen, aber um noch einmal von vorn anzufangen, fehlt das Geld.



Morgens um kurz vor vier Uhr. Adela hat die Liege zusammengeklappt, auf der sie nachts in ihrem Laden schläft, und fährt zum Markt. Brot, Bananen, Eier, Öl, Shampoo, Zigaretten, Kaugummi - viel kann sie heute nicht kaufen, gestern ist zu wenig Geld in die Kasse gekommen. Adela kalkuliert von Tag zu Tag. Läuft das Geschäft schlecht, dann gibt's am nächsten Tag weniger frische Ware. Ein kurzer Kaffee auf dem Markt, der Motorrad-Taxifahrer wartet schon, wie jeden Morgen parkt er vor dem Öl- und Eierstand und verstaut all die Lebensmittel, die Adela kauft.

Kurz nach fünf schiebt sie die Holzläden beiseite - die ersten Kunden kommen. Heute morgen geht das frische Brot besonders gut, um halb sieben ist es schon ausverkauft. Auch der Kaffee, den Adelas Mutter jeden Morgen in der deutschen Kaffeemaschine kocht, ist bei den Leuten im Dorf beliebt. Zwei Peso nimmt sie pro Tasse, ein kleines Zubrot. Adela lebt von solchen Pfennigbeträgen. In ihrem Laden verkauft sie alle Lebensmittel in kleinsten Portionen. Öl, Zucker und Mehl füllt sie selbst in kleine Plastiktüten ab, die sie über einer Flamme verschweißt. Selbst Zigaretten verkauft sie einzeln - eine ganze Packung kann sich kaum jemand im Dorf leisten. Mit soviel Armut hat die Geschäftsfrau nicht gerechnet. Während sie in Deutschland war, verloren viele ihre Jobs in der Zuckerindustrie, heute leben sie von Gelegenheitsjobs, die kaum genug Geld einbringen, um die meist großen Familien zu ernähren.

Edgar verlangt mal wieder nach dem großen Buch. Mehrmals am Tag kommt er vorbei, kauft Zigaretten oder Öl fürs Abendessen, nur bezahlen kann er nicht. Er läßt anschreiben - ob er die lange Liste überhaupt jemals bezahlen kann? Adela kann es sich kaum noch vorstellen. „An jedem ersten und 15. im Monat gehe ich zu den Leuten und frage nach meinem Geld.“ Adela läßt nicht locker, wird manchmal richtig wütend, und trotzdem kommen bei solchen Touren immer nur ein paar Pesos zusammen. Die Liste der „credits“ ist mittlerweile auf 40 000 Pesos (mehr als 1000 Dollar) angewachsen. Die Chancen, aus diesem Tief noch einmal herauszukommen, schwinden mit jedem Tag. Trotzdem wagt sie es nicht, den Kunden, die zu wenig zahlen, nichts mehr zu verkaufen. Das würde sich schnell herumsprechen - bei zwei Konkurrenten eine Katastrophe.

„So kann ich höchstens noch ein Jahr weitermachen.“ Und danach? Adela hat noch keine konkreten Pläne. Sie überlegt, wieder nach Manila zu gehen oder als Hausmädchen nach Hongkong oder Singapur. Bei dem Gedanken, es noch einmal im Ausland zu versuchen, ist ihr aber überhaupt nicht wohl: „Ich habe Angst, es könnte wieder etwas passieren.“

## 2.2 In Zahlenspielen verheddert - Junettes langes Warten

Junette sitzt seit zwei Stunden auf heißen Kohlen. Bei „Pizza-Hut“ hat sie sich einen Fensterplatz ausgesucht, damit sie die Ankunft unseres Busses nicht verpaßt. Zweimal schon hat sie in Manila nachgefragt, wann wir denn endlich kommen. Als sie den Bus sieht, stürmt sie freudestrahlend auf uns

zu. Der Moment, auf den sie anderthalb Jahre gewartet hat. Das Geld aus Deutschland ist da.

Die 33jährige aus Angeles (zwei Stunden nördlich von Manila), hat schon fast nicht mehr daran geglaubt, das Startkapital von Solwodi zu bekommen. Anderthalb Jahre warten, anderthalb Jahre die bohrenden Fragen ihrer Verwandten, die wissen wollen, wann sie endlich Miete und Reis für ihre drei Kinder zahlen kann und wann sie mit ihrer Ausbildung und ihrem neuen Unternehmen startet. Junette hat lange mit sich gerungen, bevor sie ihr Projekt Solwodi vorgeschlagen hat. Sie hat die Zahlen hin- und hergerechnet, monatelang überlegt, wie sie die 10 000 Mark aus Deutschland am sinnvollsten investieren könnte. So viel Geld soll gut angelegt sein. Einen Sari-Sari-Laden will sie aufmachen, und ihre Betreuerin in Manila sagt, sie solle einen geeigneten Raum suchen. Ein neues Zahlen-spiel: Wie groß muß ein Laden sein, in dem Lebensmittel für 10 000 Mark Platz haben? Ihr Schluß: Es muß ein großer Raum sein. Und die Pleite, als die Betreuerin von Solwodi aus Deutschland zu Besuch kommt und entsetzt ist, wie naiv Junette mit ihrem Geld umgeht.

Das Zahlenspiel beginnt von neuem. Und der Druck wird immer größer. Junette wohnt mit ihren drei Kindern (eins, zwei und zwölf) bei der Schwester ihres philippinischen Freundes. Eine explosive Mischung. Ihr Freund hat sie verlassen, nachdem sie zurückgekehrt waren. Junette: „Wir haben nur noch über Geld gestritten.“ Auch er hatte große Hoffnungen in das Solwodi-Geld gesetzt und vor allem ganz eigene Vorstellungen davon, was die Familie mit dem Geld machen sollte. Mittlerweile ist er weggegangen aus Angeles, ohne sich je wieder zu melden und ohne einen Peso für seine Kinder zu zahlen. Seine Schwester ist nicht gerade begeistert von der Situation, nur die Hoffnung auf das Solwodi-Geld läßt die Lage nicht eskalieren. Doch je länger es dauert, desto schwieriger wird es für Junette und ihre Kinder.

„Die Familie macht ständig Druck, sie behandeln uns wie Dreck“, erzählt die junge Mutter und kann die Tränen nur schwer zurückhalten. Sie schläft mit ihren Kindern auf einer dünnen Decke auf dem nackten Boden im Wohnzimmer - neben dem Teppich. Der ist für die kleinen Tabu, weil Junette sich keine Windeln leisten kann. Beim Abendessen müssen sich die vier mit dem begnügen, was die anderen übriglassen. Und wenn die Kinder ihrer Schwägerin Süßigkeiten bekommen, gehen ihre Kinder leer aus. Schlimmer noch. „Sie gucken natürlich neidisch zu, und dann gibt's Ärger mit meiner Schwägerin“, sagt Junette. Wie Menschen zweiter Klasse fühlen sie sich. „Manchmal muß ich meinen Kindern Zuckerwasser zum Abendessen geben“, sagt Junette und blickt verschämt unter sich.

Jetzt will sie einen Kosmetik-Salon in Angeles aufmachen. „Hier gibt es genug Bedarf, sagt sie selbstbewußt. Sie hofft auf die Guest Relation Officers, wie die Prostituierten auf den Philippinen euphemistisch genannt werden. In Angeles, dem ehemaligen US-Militärstützpunkt mit einer Bar neben der anderen, gebe es ja genügend. Ihre Augen leuchten vor Begeisterung, wenn sie Pläne schmiedet. Sechs Monate Ausbildung als Kosmetikerin und Friseurin, danach einen Buchhaltungskurs, und dann will sie fit

sein für ein eigenes Geschäft. Außerdem will sie neben den Kursen als Aufsicht für die Guest Relation Officers arbeiten, eine gute Gelegenheit, die Frauen kennenzulernen.

Doch die Begeisterung erlischt, wenn sie an ihre Familie denkt. Das Solwodi-Geld darf sie nur für die Ausbildung ausgeben, doch wovon soll sie in der Zwischenzeit ihre Kinder ernähren? Einen Monat nach meiner Rückkehr nach Deutschland schreibt sie, der ständige Streit mit ihrer Schwägerin sei eskaliert, sie müsse sich eine eigene Wohnung suchen. Die Schwägerin ist offenbar nicht gerade begeistert, daß Junette zwar Geld hat, es aber nur für ihre eigenen Projekte ausgeben darf und die Familie davon nicht profitiert.

„Zum Tango-Tänzen gehören immer zwei.“ Schwester Bernadette Guzman fordert von den Frauen viel Eigeninitiative. „Junette sollte überzeugt sein, es schaffen zu können, dann wird sie ihren Weg machen“, ist sich die Leiterin des Centers for Overseas Workers in Manila sicher. Ihre Organisation betreut die Rückkehrerinnen auf der Hauptinsel Luzon, gibt die Vorschläge an Solwodi weiter, überwacht die Ausgaben und gibt den Frauen das Geld. Daß es so lange gedauert hat, bis Junette mit ihrer Ausbildung anfangen konnte, das habe sicher auch daran gelegen, daß sie sich zu lange nicht entscheiden konnte. Schwester Bernadette räumt aber ein, daß Junette offenbar nicht genügend beraten worden ist von ihrer Organisation. Erst seit Mitte 1997 ist die Schwester Leiterin des Centers, und seitdem hat sie nicht nur im Fall Junette in kürzester Zeit mehr bewegt als ihre Vorgängerin in einem Jahr. Ohne die notwendige Unterstützung sei es sehr schwer für die Frauen, die nach einigen Jahren in Deutschland oft mit nur wenig Selbstbewußtsein zurückkehrten.

Wie in Junettes Fall. Neun Jahre war sie in Deutschland gewesen, bevor sie 1996 auf die Philippinen zurückging. Ihre Schwester hatte sie nach Gießen geholt. Verheiratet mit einem amerikanischen Soldaten, der in Deutschland stationiert war, hoffte sie natürlich, auch Junette würde hier einen Mann finden. Und tatsächlich dauerte es nicht lange, bis sie ihren späteren deutschen Ehemann kennenlernte. Auch hier half die Familie nach. Junettes Schwager hatte den Kontakt hergestellt. „Ich mochte meinen Mann am Anfang sehr, auch wenn wir uns nur schwer verständigen konnten“, erinnert sie sich ans erste Jahr ihrer Beziehung. Doch mit der Hochzeit wurden die kulturellen Unterschiede noch schwieriger.

Während er arbeitete, lud sie Freundinnen ein, kochte für sie. „Für uns auf den Philippinen ist das ganz normal, daß wir Gästen etwas anbieten“, sagt sie. Für ihren Mann nicht. Wenn er abends nach Hause kam und der Kühlschrank leer war, wurde er sauer. „Er schrie mich vor allen an, sogar im Supermarkt machte er mir ständig Szenen“, sagt sie. Obwohl er als Bautechniker gut verdiente, gab er ihr kaum Geld. „Trink doch Leitungswasser“, empfahl er ihr, als sie ihn im Büro anrief und bat, er solle Mineralwasser mitbringen.

„Ich habe immer wieder versucht, die Ehe zu retten“, so Junette, „aber nach fünf Jahren gab's kein Zurück mehr.“ Sie ließ sich scheiden. Als sie

danach einen Filipino in Deutschland traf, glaubte sie, das große Glück gefunden zu haben. Er besorgte ihr einen Job und eine Wohnung - kurze Zeit später waren sie eine Familie. Ihre beiden jüngsten Kinder wurden in Deutschland geboren. Doch dann gab es Probleme mit dem Visum, die Familie ging zurück. Damals noch mit großen Hoffnungen und einer vermeintlich guten Perspektive.

### 2.3 Louisas neue Mission

Louisa ist auf dem Sprung. Nach der von Solwodi finanzierten Ausbildung in Buchführung war sie ein paar Monate Sekretärin bei einer Architektin und verdiente gut. Doch jetzt will sie endlich das machen, wovon sie seit Jahren träumt. Die 25jährige Mormonin geht als Missionarin nach Davao auf der südphilippinischen Insel Mindanao. Kein Gehalt, nur ein kleines Taschengeld wird sie dort in den nächsten 18 Monaten bekommen. „Doch das ist das, was ich immer tun wollte“, so Louisa.

„Die Ausbildung kann ihr niemand mehr nehmen“, sagt Schwester Bernadette. Daß Louisa ihren Job aufgibt, davon ist sie zwar nicht begeistert, aber es sei eben ihr Wille. Wenn sie nach ihrer Mission zurückkehre, könne sie jedenfalls leichter eine neue Stelle finden als ohne Ausbildung. Louisas Entwicklung hat Schwester Bernadette besonders intensiv verfolgt. Die junge Frau hat nach ihrer Rückkehr aus Deutschland im Kloster der Good Shepherd Sisters gewohnt, bevor sie in ein Zimmer in der Nähe umzog.

Zur Familie zurückzugehen, das war für Louisa nie ein Thema. Zu ernüchternd waren die Erfahrungen, die sie mit ihrer Verwandtschaft gemacht hat und zu groß die Angst, der Familie wieder zu begegnen. Dabei sah es zunächst so aus, als könne ihr die Familie eine sichere Zukunft bieten. Mit 19 zog die Frau aus Bataan zu einer Tante nach Darmstadt, die dort mit einem Amerikaner verheiratet ist. Ihre Familie hegte die Hoffnung, daß es ihr in Europa besser gehen werde als auf den Philippinen, ihre Tante und ihr Cousin hofften offenbar sogar, daß sie einen Deutschen heirate, um so die Eltern und Geschwister daheim unterstützen zu können. Doch zunächst nutzten sie sie als billige Arbeitskraft aus. Louisa kümmerte sich um die Kinder ihres Cousins, ohne regelmäßiges Gehalt. Sie wagte nicht, sich zu beklagen, denn ihr Cousin hatte ihr den Paß weggenommen und ihr klargemacht, daß sie sich illegal in Deutschland aufhielt. „Ich fühlte mich wie eine Sklavin, dabei hatte ich immer gedacht, bei meiner Familie bin ich sicher“, sagt Louisa. Ihr Traum: heiraten, um der Familie zu entkommen: „Ich habe intensiv gebetet, daß ich einen Mann finde.“ Dieser Traum schien schneller in Erfüllung zu gehen als sie es erwartete.

Über die Schwester ihres Cousins lernte sie einen Deutschen kennen. „Renee war sehr nett und wollte mich heiraten“, erzählt die junge Frau und kommt ins Schwärmen, „er hatte alle Qualitäten eines guten Ehemannes.“ Renee gab ihr Geld, stellte sie seinen Eltern vor, sie packte ihre Sachen und

zog zu seiner Familie. Das einzige Problem: Er war Katholik und wollte nicht Mormone werden. „Unser Glaube sagt, daß man sich gegen die Mormonen entscheidet, wenn man einen Nicht-Mormonen heiratet“, erklärt sie. Und das brachte sie in einen schweren Gewissenskonflikt. Am Ende entschied sie sich gegen die Ehe. Die Mormonen-Gemeinde in Grünstadt unterstützte sie in dieser Phase. Und die Gemeinde vermittelte sie auch an Solwodi.

Louisa wollte zurück in ihre Heimat „Für uns war klar, daß sie in Deutschland verheiratet werden sollte“, beschreibt Schwester Lea Ackermann von Solwodi ihren Eindruck nach den Gesprächen mit Louisa. Für sie war es deshalb auch keine Frage, daß Louisa über das Programm unterstützt werden sollte. Louisa selbst blieb im Gewissenskonflikt bis zu ihrem Abflug. „Renée wollte nicht akzeptieren, daß ich mich gegen ihn entschieden hatte. Immer wieder bat er mich, Kleines, komm’ doch zurück.“ Noch am Tag vor ihrer Abreise sagte er ihr, sie könne noch alles zurückdrehen. Doch sie ging - ohne Streit. Bis heute schreibt sie ihm noch regelmäßig.

„Louisa ist ein Sonderfall“, erklärt Schwester Lea Ackermann, warum die junge Frau länger als andere Frauen unterstützt worden ist, „sie sollte eine Ausbildung abseits von ihrer Familie machen, um nicht wieder ausgebeutet zu werden.“

## 2.4 Gelungene Entwicklungshilfe?

Adelas Sari-Sari-Laden, Junettes Kosmetik-Ausbildung, Louisas neue Mission - positive Beispiele deutscher Entwicklungshilfe? Bei allen Frauen, die ich besuchte, habe ich mir immer wieder diese Frage gestellt. Was für mich in der Theorie so vielversprechend klang, war in der Praxis oft mehr als schwierig. Der heute 40jährigen Frau auf Negros hat die Starthilfe sicher den Einstieg auf den Philippinen erleichtert, doch wie nachhaltig ist der Erfolg? Junette hat endlich wieder eine Perspektive, doch wird sie es tatsächlich schaffen, aus der Armut herauszukommen, in die sie während der anderthalb Jahre Wartezeit immer tiefer hineingerutscht ist? Louisa hat endlich eine Ausbildung und ist unabhängiger von ihrer Familie, doch hätte sie das nicht auch alleine geschafft?

„Wenn eine Frau nur für ein Jahr einen Job hat, ist das schon ein Fortschritt für uns“, erklärt Schwester Lea Ackermann, Vorsitzende von Solwodi, welche Erwartungen sie in das Projekt hat. Adela wisse doch jetzt zumindest, was sie beim nächsten Mal besser machen müsse. Junette habe sich eben zu lange nicht entscheiden können. Im Jahresbericht des Bundesministeriums für Wirtschaftliche Zusammenarbeit wird das Ziel des Projekts allerdings genauer definiert: „Das Programm soll Frauen helfen, bei der Rückkehr in ihre Herkunftsländer . . . eine gesicherte Lebensgrundlage aufzubauen.“ Von einer gesicherten Lebensgrundlage kann jedoch zumindest in den Fällen von Junette und Adela nicht die Rede sein.

Das Rückkehrerinnen-Programm startete 1992 mit einer Pilotphase, seit 1995 läuft die zweijährige sogenannte „Hauptdurchführungsphase“. Allein für diese Phase hat das Ministerium 1 155 163 Mark zur Verfügung gestellt. Davon sollen neben den Hilfen für die Rückkehrerinnen Reisen der Solwodi-Betreuerin in die Schwerpunktländer (neben den Philippinen sind das Thailand, Kenia und Ghana) finanziert werden, sieben Prozent des Geldes geht als Verwaltungskostenpauschale an Solwodi.

70 Frauen hat die Frauenorganisation seit 1992 weltweit unterstützt, mit der Hälfte der Frauen hat Solwodi noch Kontakt - „was nicht bedeutet, daß die Hälfte der Frauen auch erfolgreich war“, räumt Charlotte Becker ein. Das große Problem sei, daß die Frauen sich erst dann an Solwodi wendeten, wenn sie in allergrößter Not seien. „Uns bleibt dann nur kurze Zeit, um die Frauen kennenzulernen und zu beraten, weil sie meist kurz danach ausreisen müssen“, beschreibt Schwester Lea Ackermann die schwierige Lage von Solwodi. Die Geschichten der Frauen seien oft kompliziert, wie ein Puzzle müßten die Beraterinnen die Informationen zusammensetzen, die sie während der wenigen Beratungsgespräche sammeln könnten.

„10 000 Mark sind für Filipinas eine astronomische Summe“, wundert sich Olaf Neußner, Koordinator für die Nicht-Regierungsorganisationen beim Deutschen Entwicklungsdienst (DED) in Manila über die Höhe der Starthilfe. Daß Junette beispielsweise monatelang die Zahlen hin- und hergerechnet habe, ist auch für Gerhard Müller, Leiter des Deutschen Entwicklungsdienstes in Manila, nicht verwunderlich: „Mit einer solchen Struktur kann ein Entwicklungshilfeprogramm nicht funktionieren.“ Es berücksichtige zu wenig die Gegebenheiten vor Ort: der Druck, den die Familien den Frauen machten, die mangelnde Erfahrung im Umgang mit soviel Geld, das Problem einer NRO in Manila, Frauen in einer zwei Stunden entfernten Stadt zu betreuen. Junette habe sich offenbar überfordert gefühlt von einer solch großen Summe, so Neußer.

Daß ein Geldsegen nicht immer Probleme löst und den Frauen schneller zu einer neuen Zukunft verhilft, zeigt sich auch am Beispiel von Lilibeth. Sie war nur kurz in Deutschland, wollte eigentlich ihren langjährigen deutschen Brieffreund heiraten, aber vor der geplanten Hochzeit war ihr ständig übel. Der Arzt sagte, sie sei in der 18. Woche schwanger. Eine Fehldiagnose, wegen der ihr Freund die Hochzeit platzen ließ. Seit ihrer Ankunft waren noch keine 18 Wochen vergangen, und deshalb wies er weit von sich, der Vater des Kindes zu sein. Auch eine andere Diagnose konnte ihn nicht umstimmen. Seit anderthalb Jahren ist Lilibeth zurück in Manila, seit der Geburt ihrer Tochter vor einem Jahr läuft eine Vaterschaftsklage. Seit anderthalb Jahren ist sie auch im Solwodi-Programm, doch Lilibeth wartet vor allem ab, hofft auf Geld vom Vater ihrer Tochter. Daß sie selbst aktiv werden könnte, das Solwodi-Geld für eine Ausbildung nutzen könnte, für sie noch kein Thema. „Ich will für meine Tochter dasein“, betont sie und begibt sich gleichzeitig immer mehr in die Abhängigkeit von ihrer Familie. Schwester Bernadette hat ihr zwar gesagt, sie solle eine Ausbil-

dung in Makati (dem Geschäftsviertel von Manila) beginnen, doch Lilibeth wartet lieber ab. Die Aussicht auf das Solwodi-Geld läßt auch sie eher verharren denn aktiv werden.

Daß Geld alleine den Menschen nicht hilft, neue Perspektiven zu entwickeln, haben auch die Erfahrungen der Entwicklungshelfer beim DED gezeigt. Der DED unterstützt deshalb vorwiegend Netzwerke, Nicht-Regierungsorganisationen zum Beispiel, und auch hier liegt die Fördersumme in der Regel nicht über 2 500 Mark. Schwester Lea Ackermann will solche Einwände nicht gelten lassen. Ihr sei es lieber, einzelne zu fördern und zu wissen, das Geld komme auch bei den Menschen an. Die Nachhaltigkeit, in der Entwicklungshilfe eines der wichtigsten Kriterien, um den Erfolg von Projekten zu messen, spielt für Solwodi offenbar keine Rolle.

Daß die Frage des Geldes für viele Frauen kritisch ist, weiß auch Schwester Bernadette: „Filipinos können einfach nicht mit Geld umgehen, man muß sie disziplinieren.“ Eine schwierige Aufgabe für eine Organisation, die sich nicht allein um Rückkehrerinnen kümmert, sondern auch um die Probleme der anderen Migranten. Eine Organisation, die mit einem Mitarbeiterstab von vier Vollzeit- und zwei Teilzeitkräften auskommen muß, in dem nicht alle so engagiert arbeiten wie die Leiterin. Um die Rückkehrerinnen soll sich eine Sozialarbeiterin kümmern. Doch ihr Interesse an der Arbeit ist offenbar gering, ständig komme sie zu spät zur Arbeit, mache aber abends mit den anderen im Büro Feierabend, ärgert sich Schwester Bernadette. Sie mahnt sie ab, doch als christliche Organisation möchte sie die Frau auch nicht in die Arbeitslosigkeit entlassen. Aber selbst mit viel Engagement und gutem Willen wäre die Organisation überfordert. 216 Frauen betreute sie allein im vergangenen Jahr, dazu kommen die fast täglichen Vorbereitungs-Seminare für Frauen, die nach Hongkong, Singapur oder Taiwan gehen wollen. Organisatorische Probleme, die für Erfolg oder Mißerfolg des Programms entscheidend sind, die Solwodi aber kaum beeinflussen kann. Dabei bekommen die Rückkehrerinnen solche organisatorischen Mängel hautnah zu spüren. Junette fühlte sich lange Zeit alleingelassen, überfordert mit den Kindern, der Situation in der Familie und den Anforderungen von Solwodi, deren Rolle und Einstellung sie bis heute nicht einschätzen kann. Selbst beim Besuch der Solwodi-Vertreterin in Angeles hat sie es nicht gewagt, über ihre gesundheitlichen Probleme zu sprechen: „Ich hatte Angst, sie würden mir kein Geld geben, wenn sie wissen, daß ich krank bin.“ Erstaunlich, daß für Junette in den Gesprächen mit den Solwodi-Mitarbeiterinnen offenbar nicht klargeworden ist, daß es sich um eine Hilfsorganisation handelt, die sich für die Frauen engagiert und nicht gegen sie.

„Es wäre sinnvoll, die Rückkehrerinnen zu organisieren, ihnen die Möglichkeit zu geben, sich auszutauschen“, sucht Schwester Bernadette nach Verbesserungsmöglichkeiten. Das Solwodi-Geld allein könne das Problem der Frauen nicht lösen. Es gebe ihnen zwar ein Stück Würde zurück, erleichtere ihnen den Start in der Heimat. In vielen Fällen versickere das Geld aber in den Familien, die einen ungeheuren Druck auf die Frauen aus-

üben. Auch wenn die Frauen jeden Peso, den sie ausgeben, nachweisen müssen - wer kann es ihnen verdenken, wenn sie einen Sack Reis kaufen und dafür eher darauf verzichten, etwa Bücher für einen Buchhaltungskurs zu kaufen? „Solange das politische System auf den Philippinen so ist wie es ist, wird es sehr schwierig für die Rückkehrerinnen bleiben, mit ihren kleinen Unternehmen zu überleben“, so die Ordensfrau. Ihr Traum: Ein Zentrum für die Frauen, die aus dem Ausland zurückkommen. Hier könnten sie erste Hilfe bekommen, und zwar nicht finanzielle Hilfe, sondern psychologische Unterstützung in einer Situation, die die Frauen als demütigend empfinden.

Für problematisch halten Entwicklungshelfer und Entwicklungshilfe-Experten aber nicht nur die Fördersumme und die Art der Hilfe, sondern auch die Kontrolle des Rückkehrerinnen-Projekts. „Es wäre sinnvoll, ein solches Projekt von einer deutschen Organisation überprüfen zu lassen“, rät Roland Feicht, Leiter der Friedrich-Ebert-Stiftung in Manila. Es gebe genügend deutsche Organisationen auf den Philippinen, die ein solches Monitoring übernehmen könnten. Der Vorteil: Deutsche kennen sich mit dem deutschen Recht aus, mit den Bedingungen, die deutsche Behörden, hier das Bundesministerium für Wirtschaftliche Zusammenarbeit, an Monitorings stellen. Die Nicht-Regierungsorganisationen seien mit solchen Aufgaben überfordert.

Das hat sich auch im Fall der 40jährigen Adela gezeigt. Hier begannen die Probleme schon bei der Beratung. Überwältigt von der für sie so großen Geldsumme waren die Vorbehalte der Gabriela-Vertreterinnen gegen den Standort von Adelas Laden offenbar zweitrangig. Eine Fehleinschätzung, die sich jetzt als existenzbedrohend herausstellt. „Es ist immer der spannendste Moment, die richtige NRO vor Ort zu finden“, räumt Charlotte Becker von Solwodi ein. Bei so vielen Ländern, die sie betreuten, sei es schwierig, ein Netz von NROs aufzubauen, denen man auch vertrauen könne. „In einigen Fällen sind wir froh, wenn wir überhaupt zuverlässige Ansprechpartner finden.“ Die Suche nach geeigneten Partnern - ein Glücksspiel. Und das, obwohl die Organisationen in den Herkunftsländern die wichtigsten Ansprechpartner für die Frauen sind. Obwohl sich hier entscheidet, ob das Rückkehrerinnen-Programm den Frauen tatsächlich eine gesicherte Lebensgrundlage und eine bessere Zukunft bieten kann. Allein in den wenigen Fällen, die ich mir auf den Philippinen angeschaut habe, sind so tausende Mark versickert, ohne daß den Frauen geholfen wurde. Angesprochen auf solche Kritik reagiert die Solwodi-Vorsitzende Schwester Lea Ackermann gereizt: „Wir sind doch nur ein ganz kleines Projekt, wenn man sich anschaut, wie woanders Millionen verschwendet werden, sind das doch nur Peanuts.“ Mit dieser Einstellung wird noch viel Geld sinnlos investiert werden. Die begehrten D-Mark kommen zwar bei den Ärmsten an, doch was nutzt ihnen das, wenn sie nach kurzer Zeit wieder vor denselben Problemen stehen wie vorher? Wenn sie wie Adela schon nach zwei Jahren darüber nachdenken müssen, wieder ins Ausland zu gehen? So beeindruckend das Solwodi-Programm in der Theorie klingt,



zumindest auf den Philippinen stößt die gutgemeinte Hilfe sehr schnell an ihre Grenzen. Die Hilfe kommt zwar bei den Armen an, doch sie verpufft in vielen Fällen schnell. Zu schnell.

### 3. Philippinen - Nummer eins im Export von Arbeit

Jeden Tag verlassen 2 000 Filipinos ihre Heimat, jedes Jahr 600 000, insgesamt leben fast sieben Millionen Filipinas und Filipinos im Ausland, als Gastarbeiter oder Ehefrau. Die Philippinen stehen beim Export von Arbeitskräften weltweit an der Spitze. Kaum eine Familie, in der nicht ein naher Verwandter im Ausland Dollars verdient. Nach Schätzungen der Migrantenorganisation Kaibigan schicken die Filipinos zwischen sechs und sieben Milliarden Dollar jedes Jahr zurück. Geld, ohne das die Wirtschaft zusammenbrechen würde. Auch der Staat profitiert kräftig von den Migranten, die während ihres Auslandsaufenthalts Einkommensteuer auf den Philippinen zahlen müssen. Außerdem kassiert der Staat vor der Abreise, beispielsweise bei den Gebühren für Reisepässe und andere Dokumente. Laut Kaibigan fließen allein durch solche Einnahmen täglich 1,4 Millionen Peso in die Staatskassen. Doch auch die Familien der Migranten sind auf die Dollars angewiesen. Die Ausland-Filipinos finanzieren ihren Geschwistern und Kindern die Ausbildung, bauen Häuser und sichern vielen Familien das Überleben. Auf den Philippinen hat sich eine regelrechte Ausreise-Kultur entwickelt, ohne die sich das Phänomen der heiratswilligen Frauen nicht verstehen läßt.

Die Arbeit im Ausland ist seit den 70er Jahren philippinische Politik. Präsident Marcos institutionalisierte den Export von Arbeit, er gründete die Migrationsbehörde POEA, ließ private Arbeitsvermittler zu, von denen es heute 1 500 gibt. Die Arbeit auf den Philippinen war knapper geworden, nachdem immer mehr landwirtschaftliche Flächen für Hotelanlagen genutzt wurden und die Amerikaner die Militär-Stützpunkte verlassen hatten, auf denen Tausende Filipinos gearbeitet hatten. Die Regierung Ramos betont zwar, daß Migration keine Regierungspolitik mehr sei, ohne jedoch etwas zu ändern. Für Marie-Lou Alcid von der Migrantenorganisation Kanlungan nicht mehr als „eine große Lüge“. Auch heute sei es einfacher, im Ausland Arbeit zu finden als auf den Philippinen. „Bei uns muß man zuerst Examen machen und dann meist lange nach einem Job suchen“, weiß Maria Asis, Professorin an der Universität in Manila, „wer dagegen ins Ausland gehen will, meldet sich bei einem der Vermittler, erledigt die Formalitäten und wartet ab.“

„Am Anfang ging die Regierung davon aus, daß Migration nur ein vorübergehendes Phänomen ist“, erklärt Maria Asis. Aber die Hoffnung, die wirtschaftliche Situation auf den Philippinen werde sich bessern, erfüllte sich nicht. Im Gegenteil. Das Land wurde mehr und mehr abhängig von den Dollars, die die Menschen im Ausland verdienten. Nicht umsonst nannte Corazon Aquino sie die „neuen Helden“. Ein Begriff, der bezeich-

gend ist für die philippinische Politik und für das positive Image, das diese „Helden“ haben.

Aus der Migrationspolitik hat sich mittlerweile eine Migrationskultur entwickelt. „Ökonomische Gründe allein können das Phänomen nicht erklären“, so Maria Asis. Auch in Bangladesch gebe es Armut, doch nur wenige suchten ihr Glück im Ausland. Für viele Filipinos bedeute die Arbeit im Ausland nicht nur eine wirtschaftliche Verbesserung, sie verbinden sie auch mit Abenteuer. Wer jahrelang im Nahen Osten oder in den USA gelebt hat, hat einen anderen Horizont als die Daheimgebliebenen - das persönliche Image steigt. Das Leben im Ausland wird außerdem durch die vielen Kontakte und engen Familienstrukturen erleichtert. „Wenn die Ehe im Ausland nicht gut läuft, ist fast immer jemand aus der Familie in der Nähe“, sagt Maria Asis. Die Verwandten vermitteln sich gegenseitig und unterstützen sich, wenn sie Probleme haben. Solch enge Familienstrukturen können allerdings auch zur Last werden. Wenn eine Frau beispielsweise Probleme mit ihrem Ehemann hat, verläßt sie ihn oft allein deshalb nicht, weil sie Angst hat, die Cousine zu enttäuschen, die sie an den Mann vermittelt hat. Ein schwieriges Familiengeflecht, das vor allem die Frauen trifft.

Nachdem die Filipinas im Ausland immer häufiger ins Unglück stürzten, nachdem viele Frauen unter mysteriösen Umständen verschwanden, und vor allem, nachdem das Todesurteil gegen Flores Contemplacion in Singapur für große Diskussionen auf den Philippinen sorgte, reagierte die Regierung. So sind mittlerweile Orientierungskurse vor der Abreise Pflicht. Wer im Ausland heiraten will, muß außerdem ein Beratungsgespräch bei der Commission on Filipinos Overseas absolvieren.

### 3.1 Mit den Gedanken längst weg - ein Vorbereitungsseminar

Endlich eine Reaktion. Die 80 Frauen lachen verschämt, als Eva Loblita ein riesiges Dollar-Zeichen an die Tafel malt. Die Seminarleiterin hat einen wunden Punkt getroffen, und einigen ist eher zum Weinen denn zum Lachen zumute. Allein wegen der Dollars gehen die meist noch sehr jungen Filipinas für mindestens zwei Jahre als Haushaltshilfen nach Hongkong, Singapur oder Taiwan. Ohne die verlockenden Dollars würde wohl keine der Frauen auf ihre kleinen Kinder und ihr Zuhause verzichten. Da schmerzt es besonders, wenn die Seminarleiterin ihnen mit auf den Weg gibt: „Denkt nicht nur ans Geld, denkt auch an Euch.“

Das „Predeparture Orientation Seminar“ (PDOS) im Center for Overseas Workers in Manila, für die Frauen wie für alle Migranten ein Muß vor der Abreise. Die Migrantenbehörde POEA verlangt die Seminarbescheinigung. „Wir wollen den Leuten die Arbeit im Ausland erleichtern“, erklärt Sernsa Cabrera von der POEA. Hehre Vorstellungen, die mit der Wirklichkeit nur wenig zu tun haben. Das gilt vor allem für die Seminare, die die POEA selbst organisiert. „Die POEA sagt den Leuten, sie sollen durchhalten, auch

wenn's am Anfang hart ist", ärgert sich Schwester Bernadette, Leiterin des Centers for Overseas Workers, über die Einstellung der Behörden. Die Frauen haben sogar „Glück“. Für sie macht die POEA eine Ausnahme. Sie dürfen an Seminaren von Nicht-Regierungsorganisationen teilnehmen, zum Beispiel im Center for Overseas Workers, einer von Ordensschwestern gegründeten Organisation in Manila. Beinahe täglich bieten die Frauen Kurse an, ab sieben Uhr morgens stehen die Frauen hier Schlange.

Bei den allermeisten Frauen sind es nur noch ein paar Tage, bis sie sich von ihren Familien verabschieden müssen - und da bedeutet der gutgemeinte Orientierungskurs nur lästige Pflicht, die abgehakt werden muß wie das Visum oder der medizinische Check. „Das Seminar kommt für diese Frauen viel zu spät“, sagt Schwester Bernadette. Zu spät, um ihre Reise noch abzusagen. Die 25jährige Frau etwa, deren Mutter die 30 000 Peso (12 000 Mark) für ihre Reise, das Visum und die Agentur bei den Nachbarn und Verwandten zusammengeliehen hat, wird ein halbes Jahr arbeiten müssen, um das geliehene Geld zurückzahlen zu können. Dieses Unternehmen abzurechnen, wo die *ganze* Familie ihre finanziellen Hoffnungen auf sie setzt, wo das Studium ihrer Schwester auf dem Spiel steht - undenkbar.

Ein Tag Orientierungskurs - die Frauen vom Center for Overseas Workers versuchen, das Beste daraus zu machen. Wie checkt man am Flughafen ein, welche kulturellen Eigenheiten erwarten sie in Hongkong, Singapur und Taiwan, wie und wo können sie ihr Konto einrichten? Bei dem Seminar soll's vor allem um praktische Fragen gehen, so jedenfalls will es die POEA. Eva Loblita will aber mehr. „Wir versuchen, den Frauen ein paar Gedanken mit auf den Weg zu geben, an die sie sich vielleicht erinnern, wenn es ihnen einmal schlecht geht.“ Adressen von Hilfsorganisationen und eine Portion Selbstbewußtsein sollen die Frauen mitnehmen. Zu häufig passiert es nämlich, daß die Frauen sich selbst vergessen, ihr ganzes Gehalt nach Hause schicken, auf neue Kleider, eigenes Zimmer und manchmal sogar auf einen Heimflug an Weihnachten verzichten. „Doch die Familien danken es ihnen nicht“, weiß Eva. Nicht selten verspielen und vertrinken die Männer das hart erarbeitete Geld der Frauen, die Kinder sind auf sich gestellt. Wenn die Frau nach zwei oder drei Jahren zurückkommt, ist nichts mehr übrig von den Dollars, der Mann hat eine Freundin, die Familie ist zerbrochen.

Die Seminarleiterin macht sich aber keine Illusionen, daß sie in den acht Stunden des Seminars die Frauen tatsächlich noch beeinflussen kann. Wenn die Frauen zum Seminar kommen, sind sie mit ihren Gedanken längst woanders. „Physisch noch hier, mental längst weg“, sagt Eva Loblita. Wie Marie Lou, die sich in die letzte Reihe verzogen hat. In zwei Tagen fliegt die junge Mutter nach Singapur, um dort als Hausmädchen zu arbeiten. Für sie wird es das erste Mal sein, daß sie die Philippinen verläßt, das erste Mal, daß sie fliegt, und vor allem das erste Mal, daß sie allein ohne ihre Familie unterwegs ist. Was sie erwartet? Sie weiß es nicht. Außer einer Adresse in Singapur hat sie keinerlei Informationen. Nicht einmal einen

Stadtplan oder einen Stadtführer hat sie sich besorgt. Warum auch - Marie Lou will ja vor allem Geld verdienen. Und das nicht freiwillig. Ihr Mann hatte die Idee, daß sie's doch mal im Ausland versuchen könnte, die Familie kommt hier kaum über die Runden. Wie sie das findet, daß sie ihren heute zweijährigen Sohn erst wiedersehen wird, wenn er vier Jahre alt ist? Marie Lou kämpft mit den Tränen, guckt hilfeschmend aus dem Fenster, wird am Ende richtig wütend: „Ich brauche Geld für meine Familie.“

Auch für Lea del Gado ist das Geld der einzige Grund, warum sie nach Singapur fliegt. Dabei hatte die 26jährige gehofft, nach ihrem Studium in Computertechnik genug zu verdienen, um ihren beiden ein- und dreijährigen Kindern eine Ausbildung finanzieren zu können. Doch auf den Philippinen würde sie höchstens 3 000 Peso (knapp 800 Dollar) im Monat verdienen. Als Hausmädchen in Singapur bekommt sie mehr als das Doppelte - 8 000 Peso. Das hat die Entscheidung, ihre Kinder für zwei Jahre bei ihren Eltern in Iloilo unterzubringen, erleichtert.

„Wie lange wollt ihr im Ausland bleiben“, fragt Eva Loblita in die Runde, „etwa für immer?“ „No“, rufen die Frauen ihr trotzig entgegen. Nur solch provokative Fragen lassen die Frauen für einen Moment aufhorchen. Obwohl es um ein für sie wichtiges Thema geht, hören die meisten kaum zu. Sie sind zu nervös vor der Abreise und nach der stundenlangen Fahrt nach Manila zu müde, sich acht Stunden lang zu konzentrieren. Als Eva Loblita nach dem Video über die Nicht-Regierungsorganisationen die Namen der Hilfsorganisationen abfragen will, meldet sich niemand. Das Video, eine Aneinanderreihung von schlechten Fotos, ist an den 80 Frauen vorbeigerauscht. „Oft melden sich die Frauen in Not aber nach Monaten aus dem Ausland, weil sie sich dunkel an die Hilfsangebote erinnern können“, hofft Eva, daß am Ende doch etwas hängenbleibt.

Wie sehr die Gastarbeiterinnen die Angst beschäftigt, ihnen könnte im Ausland etwas zustoßen, weiß Eva aus den häufigen Fragen nach dem Schicksal von Flores Contemplacion. Die Filipina war Haushaltshilfe in Singapur und wurde dort 1995 wegen angeblichen Mordes zum Tode verurteilt. Auf den Philippinen hatte es damals Proteste gehagelt gegen die Exekution der 42jährigen, Präsident Ramos hatte sogar den Botschafter aus Singapur zurückbeordert. „Wir dürfen zu dem Fall aber keine Informationen herausgeben“, sagt Schwester Bernadette. Informationen gebe es nur von der Regierung. Und die hält sich zurück mit Details. Wie und warum Flores Contemplacion umkam, darüber schweigt die POEA genauso gerne wie über die mysteriösen Todesfälle von Filipinas im Nahen Osten. Angst zu verbreiten unter den Overseas Workers - für die Regierung hätte das fatale Folgen. Schon jetzt werden die Stellen in Asien rar. Auch die Reichen in Hongkong, Singapur und Taiwan leiden unter der Asien-Krise und können sich die philippinischen Haushaltshilfen nicht mehr leisten. Wenn die Filipinas aber aus Angst vor Gewalt im Ausland zu Hause blieben, würde die Armut in den Philippinen sprunghaft steigen. Auch deshalb macht die Regierung den Frauen weiter Mut, für harte Dollars in reichere Länder zu reisen. Eva Loblita: „Ramos will es eben so.“

### 3.2 Eheberatung auf philippinisch

„Können sie uns vielleicht einen Vortrag über die deutschen Männer halten?“ Ryan Pehero setzt große Hoffnungen in meinen Besuch bei der Commission on Filipinos Overseas. Seine Kollegen hätten selten die Gelegenheit, aus erster Hand zu erfahren, wie die deutschen Männer denn so seien. Dabei müssen sie beinahe täglich Filipinas beraten, die kurz vor ihrer Ehe mit einem Deutschen stehen. Keiner aus der Abteilung war jemals in Europa, sie kennen die Länder nur aus Erzählungen oder von Bildern.

Für meinen Termin trommelt Ryan alle Berater zusammen, die für Europa zuständig sind. Doch deren Interesse ist nur von kurzer Dauer. „Stimmt es, daß man in Deutschland zuerst zusammenleben muß, bevor man heiraten darf?“, will eine der jungen Psychologinnen wissen. Wie ist das Wetter in Deutschland, wie kalt wird es im Winter? Brav stellen die Berater ihre Fragen, um sich einer nach dem anderen schnell zu verabschieden - „sorry, die Arbeit wartet“.

Anderthalb Stunden dauert eine Beratung bei der Commission. „Das ist eine der vorbeugenden Maßnahmen, damit die Frauen im Ausland keine Probleme haben“, erklärt Lucille Ronda, die Chefin der Abteilung. Die Themen der Beratung: Formalitäten bei der Ausreise, Versicherungen, Informationen über Hilfsorganisationen, mögliche Probleme. Viele hätten schon ihre Tickets in der Tasche, einige seien noch in der Überlegungsphase. „Die Frauen sagen, daß Liebe der wichtigste Grund für sie ist, einen Ausländer zu heiraten“, so Lucille Ronda. Wenn die Berater aber aus den Gesprächen heraushörten, daß sich die künftigen Ehepartner noch nie gesehen haben, dann würden sie der Frau empfehlen, den Mann einzuladen und ihn erst zu treffen, bevor sie sich für eine Ehe entschieden. Sollte die Frau dazu nicht bereit sein, dann verweigerten sie auch schon mal das Zertifikat, ohne das die Filipinas nicht ausreisen dürfen.

Eheberatung auf philippinisch — für die Migrations-Organisationen nicht mehr als Durchhalteparolen. Offiziell heißt es zwar: „Wir machen die Frauen auf die großen kulturellen Unterschiede aufmerksam.“ Doch aus den Erzählungen der Frauen weiß Schwester Bernadette Guzman, Leiterin des Centers for Overseas Workers, daß die Berater empfehlen, durchzuhalten, wenn's in der Ehe nicht klappt. Offiziell heißt es auch, daß sich die Behörden für die Filipinas einsetzt, wenn sie in Not geraten. „Wir schreiben den Frauen, sie sollten die Probleme mit ihren Männern diskutieren. Wenn sie mißhandelt wird, rufen wir sie auch an, zahlen den Rückflug“, beschreibt Lucille Ronda stolz ihre Angebote. Um die Frage, wie oft das passiere, windet sie sich jedoch herum. Es komme schon öfter mal vor. Von solch großzügigen Hilfen hat bei den Nicht-Regierungsorganisationen allerdings niemand gehört. „In bla-bla-bla sind sie gut, aber in Wirklichkeit wollen sie die Frauen doch nur loswerden“, ärgert sich Schwester Bernadette. Die philippinische Botschaft kümmere nicht, wenn die Frauen in Not gerieten. Und die Commission rede vielleicht, aber anrufen oder gar zahlen würde sie nicht.

Immerhin führt die Commission eine genaue Statistik über Frauen, die Ausländer heiraten. So stieg die Zahl der Frauen, die eine Ehe mit einem Deutschen eingingen, von 136 im Jahr 1989 auf 970 1983 und fiel dann leicht auf 774 im Jahr 1997. Interessant die Statistik darüber, wie sich die späteren Ehepartner kennengelernt haben. 47,2 Prozent wurden über Verwandte in Deutschland vermittelt, 32,8 Prozent über andere persönliche Kontakte und nur 0,5 Prozent über Heiratsvermittler. Als größtes Problem empfanden die Filipinas laut Statistik die Gewöhnung an die neue Umgebung, gefolgt von Heimweh und erst dann die Ehe. Diese offiziellen Zahlen spiegeln die Wirklichkeit sicher nur unzureichend wider. Viele Filipinas gehen nämlich nicht den Weg über die Commission, sondern reisen als Touristinnen ins Ausland, leben zunächst bei Verwandten oder Freunden, bevor sie heiraten. Sie sind von solchen Statistiken nicht erfaßt.

### 3.3 Die deutsche Antwort - nur keine diplomatischen Verwicklungen

„Eine Feigenblatt-Behörde“, nennt Thomas Fitschen von der Deutschen Botschaft in Manila die Commission on Filipinos Overseas. Zwar habe die Behörde nach Adressen von Hilfsorganisationen gefragt, aber die Ausbildung der Berater sei schlecht. Doch auch die Botschaft hat kaum Möglichkeiten, auf die Ehen zwischen Filipinas und Deutschen Einfluß zu nehmen. Bis vor kurzem noch verweigerte sie Frauen ein Visum, die ihren zukünftigen Ehemann noch nie gesehen hatten. Rechtlich war eine solche Ablehnung zwar schwierig, aber immerhin setzte die Botschaft damit ein Signal. Bei einer Konferenz in Bangkok im Februar 1998 gab das Auswärtige Amt aber eine neue Richtung vor. „Wir sollen großzügig sein mit Visa, hat man uns gesagt“, ärgert sich Fitschen.

In der Deutschen Botschaft in Manila stehen jeden Tag zig Frauen an, die ein Visum beantragen, weil sie heiraten wollen. „Vor allem nach den Weihnachtsferien häufen sich die Anträge“, erzählt Maria Friedrich-Boerger, Leiterin der Visa-Abteilung. „Die Männer möchten die Frauen am liebsten sofort mitnehmen und können überhaupt nicht verstehen, daß für Visa bestimmte Formalitäten erledigt werden müssen.“ Auffallend sei der Altersunterschied zwischen den Partnern. Nicht selten heirate ein 75jähriger eine 25 Jahre alte Filipina. „Manche können kaum noch sprechen, wenn sie hierher kommen, so krank sind sie“, wundert sich die Deutsche, „aber wir können nichts tun.“ Und nicht immer müsse eine solche Ehe nur Ausbeutung bedeuten. Einige Deutsche brächten sogar einen Vertrag mit, mit dem die Rückkehr der Filipina in ihre Heimat nach seinem Tod garantiert werde. Die Männer suchten offenbar eine Frau, die sie in den letzten Jahren ihres Lebens pflege und der sie dann die Rente mitgeben könnten. Fitschen: „Für die Familie der Frau bedeutet das einen Bingo-Gewinn, was sollen wir denn dagegen sagen.“

Einschreiten kann die Botschaft nur in Fällen, wo zum Beispiel Bigamie vorliegt. „Jede Woche stoßen wir auf einen solchen Fall“, berichtet Fit-

sehen. Der Grund liegt auf der Hand: Auf den Philippinen gibt es keine Scheidung, nach der Trennung suchen aber viele Frauen ihr neues Glück im Ausland. Sie besorgen sich gefälschte Papiere, um ihre Ehe zu kaschieren. „Meist kommen wir erst dann dahinter, wenn die Frau ihre Kinder nach Deutschland holen will und unvorsichtig mit den Papieren wird“, so Fitschen.

Mehr Hilfen für die Frauen, das wünschen sich die Mitarbeiter der Botschaft. Doch solche Angebote sind nicht vorgesehen in den deutschen Vorschriften.

#### 4. Karrierefrau oder Ware Liebe?

Anschmiegsam, anpassungsfähig und treu - so werden sie im Internet angeboten. Nach dem Motto: Wer genug hat von den anstrengenden emanzipierten Frauen im Westen, findet bei den Filipinas das, was er sucht. Auf den Philippinen spielen Frauen dagegen alles andere als eine untergeordnete Rolle. Sie managen ihre Familien, haben in Unternehmen führende Positionen und spielen nicht erst seit Corazon Aquino in der Politik eine wichtige Rolle. „Unsere Verhandlungspartner sind in den meisten Fällen Frauen“, erzählt Gerhard Müller, Leiter des Deutschen Entwicklungsdienstes in Manila. Die Frauen seien sehr selbstbewußt und durchaus emanzipiert im westlichen Sinne. Die anschmiegsame Braut und die selbstbewußte Karrierefrau - ein Gegensatz, der symptomatisch ist für die philippinische Gesellschaft.

Vor allem die Frauen leben in einem Zwiespalt, der sich aus der Geschichte der Philippinen erklärt. Einerseits sind sie der sehr starken katholischen Kirche verbunden, die Verhütung verbietet, Scheidung unmöglich macht und die Frauen am liebsten am heimischen Herd sieht. Jungfräulichkeit gilt auch heute noch als ein so hoher Wert, daß in Manila ganze Arztpraxen von der „Wiederherstellung der Jungfräulichkeit“ leben. Relikte aus der spanischen Kolonialzeit. Neben diesen lange zurückliegenden Einflüssen prägt die amerikanische Kultur die Menschen. Jeans und T-Shirt sind das typische Outfit, in den Kneipen laufen die Hits aus den amerikanischen Charts, in den Kinos die neuesten amerikanischen Filme. Selbst die philippinische Sprache Tagalog mischt sich immer mehr mit dem Amerikanischen, so daß mittlerweile sogar von Taglish die Rede ist. Das Sprachengemisch symbolisiert sehr eindrucksvoll, wie die philippinische Kultur sich verändert und stückweise auch zerstört wird.

Daß so viele Frauen einen ausländischen Mann heiraten wollen, läßt sich vor dem Hintergrund dieser kulturellen Veränderungen besser verstehen. Ausländische Männer haben für viele Filipinos seit der amerikanischen Kolonialzeit ein positives Image. Frauen wehren sich denn auch vehement gegen das Bild der anschmiegsamen Braut und gegen das Klischee, nur Opfer zu sein. In einer Gesellschaft, in der die Frauen bis vor kurzem noch von ihren Familien verheiratet wurden, in der selbst heute noch viele den

Mann heiraten, den die Familie ausgesucht hat, hat die Heirat mit einem unbekanntem Ausländer einen anderen Stellenwert als in Europa.

„Nach meiner Ehe mit einem Filipino wollte ich nur noch mit einem Ausländer Zusammensein“, erzählt Nenita, die seit ein paar Jahren mit einem Deutschen auf Negros zusammenlebt. Opfer sei sie in der Ehe lange genug gewesen. Die ständigen Schläge, wenn er wieder einmal betrunken war, der Druck ihrer Mutter, trotzdem zu ihm zu stehen, das Gefühl, völlig allein dazustehen mit ihren Kindern - irgendwann brach sie aus. „Ich sagte, ich müsse Zigaretten holen gehen und flog nach Manila“, sagt die selbstbewußte Frau, die heute mit ihrem Freund ein Hotel managt. „Es ist sehr häufig, daß philippinische Männer ihre Frauen schlagen, fremdgehen, spielen und trinken“, ärgert sie sich und zählt gleich mehrere Fälle aus ihrem Dorf auf, in denen die Frauen die Ehe als Hölle erlebt haben. Während offiziell die katholischen Werte hochgehalten würden, spielten sie in den Familien oft überhaupt keine Rolle. Eine Ehe mit ausländischen Männern könne zwar auch schwierig sein, aber zumindest finanziell seien die Frauen dann versorgt. Und das zählt mehr als die große Liebe, die es auf den Philippinen auch nicht immer gebe. Das Bild von hilflosen Frauen, die allein das Opfer ihrer ausländischen Männer sind, dient zwar oft als Erklärungsmuster für gescheiterte deutsch-philippinische Ehen. Doch diese Erklärungsmuster drängen die Frauen in eine Position, in der sie sich selbst nicht sehen und lenken außerdem von den tatsächlich sehr viel komplexeren Strukturen ab.

„Es ist wie ein großes Spiel“, versucht Malou Alcid von der Migrantenorganisation Kanlungan zu erklären, warum sich die Frauen offenbar durch nichts davon abhalten lassen, als Braut oder Hausmädchen ins Ausland zu gehen. „Dort besteht immerhin die Möglichkeit, daß man glücklich wird. Hier gibt's dagegen oft gar keine Chance für die Frauen“, so Malou Alcid, „they have the choice between the devil and the blue sea.“ Viele Frauen ließen sich bewußt auf dieses Spiel ein. Selbst Berichte darüber, daß jede Woche 40 Filipinos tot in ihre Heimat zurückkehren, daß Frauen im Ausland oft Gewalt erlebten, schrecken sie nicht ab. „Oft kehren Frauen nach solchen Erfahrungen auf die Philippinen zurück, um bei nächster Gelegenheit wieder ins Ausland zu gehen“, sagt Malou Alcid. Ein Spiel, das deswegen so gut funktioniert, weil es immer Frauen gibt, die mit positiven Erfahrungen nach Hause kommen und die vor allem Geld mitbringen. „Wenn man durch die Dörfer geht, kann man gleich sehen, in welchem Haus ein Familienmitglied im Ausland lebt“, so Schwester Aida von den Good Shepherd Sisters in Cebu City. Steinhäuser statt Holzhütten, Autos statt Mopeds - Zeichen für den Wohlstand, der aus dem Ausland kommt.

Warum lassen sich die Frauen auf das Risiko Ausland ein? Für mich war das eine der zentralen Fragen während meiner Recherche. Mit dem Bild der Filipina als Opfer des schmerzbäuchigen deutschen Mannes im Kopf bin ich auf die Philippinen gereist. Solche Bilder finden natürlich reichlich Bestätigung, etwa in den Touristen-Hochburgen. Vor allem auf Palawan blüht das Geschäft mit der Ware Liebe. Doch es zählte für mich zu



den spannendsten Erfahrungen, daß die Bilder, die über Jahre durch die Medien geprägt werden, die Wirklichkeit nur sehr unzureichend erklären. Daß sich vor allem die Frauen oft in eine Rolle hereingedrängt fühlen, die mit ihrem tatsächlichen Empfinden und ihren Erfahrungen nur wenig zu tun hat.

## II. Die NROs und der Kampf gegen die Armut

### 1. Pater Willi und die Straßenkinder - Schwäbische Ordnung im Armenviertel

Carlitos Zahnputzbecher tanzt aus der Reihe. Das sieht Pater Willi sogar im Vorbeigehen. Beinahe beiläufig rückt der schwäbische Pater den Plastikbecher auf dem Brett genau über den Aufkleber mit der Nummer drei - Becher-Ordnung wie bei den sieben Zwergen. Das Haus für Straßenkinder in Tondo - ein Gegensatz, wie er größer nicht sein könnte. Draußen Tondo, eines der ärmsten und berüchtigten Viertel Manilas. Viele Taxifahrer weigern sich, in diese gefährliche Hafengegend zu fahren. Drinnen schwäbische Ordnung und ein Tagesablauf, der minutiös verplant ist.

Seit zwei Jahren arbeitet der aus Stuttgart stammende Benediktiner-Mönch in Tondo. „Für mich ist es ein Wunder, was wir hier erreicht haben“, sagt er stolz. Ein Haus für die derzeit zehn Kinder zwischen fünf und 15 Jahren, Hauseltern, die kochen und sie versorgen, zwei Sozialarbeiterinnen, die sie psychologisch betreuen. Daß das Haus so ordentlich ist - für den Pater eine wichtige Voraussetzung dafür, daß die Kinder sich wohlfühlen und nicht nach kurzer Zeit wieder auf der Straße verschwinden. Nach dem Leben im Dreck, nach den vielen Gewalterfahrungen, nach einer oft schon kriminellen Karriere haben die Kinder hier oft zum ersten Mal ein Dach über dem Kopf.

„Wenn ein neuer Junge kommt, zeigen die anderen, wie er seine Schuluniform hinzuhängen hat“, sagt Pater Willi und öffnet stolz einen nach dem anderen der penibel aufgeräumten Schränke im Schlafzimmer der Jungen. Wer nicht mitmacht, dem machen die anderen Kinder sogar Druck, so als wollten sie niemanden hineinfunkeln lassen in ihr neues Leben.

„Manchmal muß ich ihn bremsen“, sagt die Sozialarbeiterin Terry C. Salamante grinsend. „Wir sind nun mal auf den Philippinen, und da kann doch nicht alles so ordentlich sein wie in Deutschland.“ Der Pater läßt sich aber nicht beirren. Und die Erzählungen seiner Kinder geben ihm recht. „Ich wohne in einem besseren Haus als du“, hat zuletzt einer „seiner“ Jungs stolz gekontert, als ihm jemand im Viertel „Ihr seid doch nur Straßenkinder“ hinterherrief.

100 000 Kinder leben nach offiziellen Angaben allein in Manila auf der Straße. Pater Willi schätzt, daß diese Zahl sogar zu tief gegriffen ist. Es sind Kinder, die mit ihrer Familie auf der Straße leben. Kinder, die von ihren Eltern mißbraucht wurden und das Leben auf der Straße der Familie

vorziehen. Kinder, die einem überall in Manila begegnen. Vor allem auf den riesigen Kreuzungen, im dichten Smog der Autoabgase. Die Kinder ziehen an den Autos vorbei, verkaufen Bonbons, Blumenketten oder Zigaretten. Flehend drücken sie sich an die Fenster der Taxis, hoffen auf ein paar Pesos.

Nur wenige der Kinder landen im Reception Center for Children (RAC). Und noch weniger Kinder haben das Glück, in einem der Straßenkinderheime zu landen. Wenn sie in Tondo ankommen, sind sie oft verwahrlost, haben Krätze oder Läuse. Für Pater Willi „das Number-One-Problem“, denn beides ist ansteckend, besonders die Krätze sehr langwierig. Der kleine Carlito hat sie zwar längst hinter sich, doch die riesigen dunkelroten Flecken auf seinen Beinen werden noch lange nicht verblassen. Narben aus einer Zeit, die er am liebsten vergessen möchte.

Der heute Siebenjährige kam mit seinem älteren Bruder in das Haus in Tondo. Beide gehen mittlerweile zur Schule. Was mit ihren Eltern passiert ist, warum die beiden auf der Straße landeten - für die Sozialarbeiter ist es oft schwer, hinter die lachenden Kindergesichter zu schauen. „Manche Kinder wollen von ihrer Vergangenheit nichts mehr wissen, haben sogar verdrängt, woher sie kommen“, erzählt Terry, „die Kinder tragen die Geheimnisse in ihren Herzen.“ Damit die Geheimnisse nicht zu einer schweren Last werden, bieten die Sozialarbeiterinnen den Kindern Hilfe an. Das können Gespräche sein, das können aber auch Spiele sein, mit denen sie die verdrängte Wahrheit erzählen. In Bildern zum Beispiel. Manchmal bittet Terry die Kinder, ihre Familie zu malen. „Manche schwärzen die Geschlechtsorgane ihres Vaters“, sagt die Sozialarbeiterin. Für sie ein klares Zeichen, daß der Junge sexuell mißbraucht wurde. Behutsam versucht sie in solchen Fällen, mit den Kindern die Erlebnisse zu verarbeiten, den Kindern Mut zu machen. Ein oft langwieriger und schwieriger Prozeß. „Es dauert lange, bis sich die Kinder öffnen. Zuerst testen sie, ob ich sie ernst nehme“, hat Terry festgestellt.

Die Kinder sollen so lange in dem Straßenkinderheim bleiben, bis sie ihre Schule beendet haben. „Wenn jemand ins College gehen will, versuchen wir, auch das möglich zu machen“, sagt Pater Willi. Bis dahin sollen seine „Jungs“ das Gefühl haben, ein ganz normales Leben zu führen. Dazu gehört für den Pater nicht nur die Ordnung im Haus und ein „Danke“ für Geschenke. Regelmäßig macht er Ausflüge mit den Kindern - ins normale Leben, wie sie es vorher nie erlebt haben. Mal gehen sie ins Schwimmbad oder in ein großes Einkaufszentrum. Carlito zeigt stolz das „Familienalbum“ mit den vielen Fotos von den Ausflügen.

Pater Willi will auch die soziale Kompetenz seiner Schützlinge stärken. Der Pater hat eine „Doggy bank“ eingerichtet, eine Spardose, in die die Kinder Geld einwerfen können. Sie bekommen jeden Tag drei Peso (20 Peso sind eine Mark) Taschengeld, und obwohl das gerade für ein paar Bonbons reicht, spenden sie einen Teil ihres Geldes. Das sollen arme Leute bekommen. Pater Willi: „Die Kinder müssen lernen, daß es noch ärmere Menschen gibt.“

Doch so vielversprechend das Projekt klingt, es steht immer wieder auf wackligen Füßen. 1999 läuft der Mietvertrag für das Haus in Tondo aus, und dann müssen Pater Willi und seine Mitarbeiter mit dem Vermieter neu verhandeln oder sogar ein neues Domizil finden. Die anfänglichen finanziellen Quellen in Deutschland sprudeln immer weniger, und ohne Spenden kann das Projekt nicht überleben. Außerdem sind die philippinischen Behörden nicht gerade kooperativ. Seit Monaten wartet das Straßenkinderheim auf die offizielle Anerkennung. Pater Willi will deshalb den Chefposten an Terry abgeben. „Mit einer philippinischen Chefin werden wir die Anerkennung wahrscheinlich schneller bekommen“, hofft er.

## 2. Erste Hilfe für Prostituierte

### 2.1 Zwischen Schmuttel-Bars und Edel-Klubs - eine Nacht in Cebu City

„Joana.“ Sheenas entzückter Schrei läßt selbst die gelangweilten Filipinos in der Hafenbar aufschrecken. Und Joana ist's fast peinlich, wie überschwänglich die Prostituierte sie begrüßt. Zwei Monate hat die Sozialarbeiterin sie nicht gesehen, sich schon Sorgen gemacht, was wohl aus ihr geworden ist. Sheena war hochschwanger, als sie verschwand. Wo sie war, darüber hatte es nur Mutmaßungen gegeben. Sheenas Kolleginnen in der „Island Bar“, einer schmutteligen und schummrigen Bar im Hafen von Cebu City, hatten vermutet, sie habe das Kind abtreiben lassen. Ein zweites Kind, das war allen klar, könnte die 22jährige kaum ernähren. Doch sie hat es bekommen, ihr Freund, Sohn des Barbesitzers, paßt auf die Kleinen auf, während sie das Geld anschafft.

Sheena ist eine von Joanas Ansprechpartnerinnen in der „Island Bar“. Die Sozialarbeiterin gehört zu dem Team der Nicht-Regierungsorganisation Forge in Cebu City, die auch vom Deutschen Entwicklungsdienst (DED) unterstützt wird. Nachts sind die Forge-Leute in Bordellen und Bars vor allem in der berüchtigten Hafengegend unterwegs, um dort den Kontakt zu den Prostituierten zu suchen. Allein in Cebu City gibt es nach Schätzungen von Forge 20 000 bis 30 000 Prostituierte. Viele von ihnen sind noch Kinder, eine gesetzliche Altersbegrenzung gibt es nicht.

„Am Anfang war's für mich als Frau ein merkwürdiges Gefühl“, erinnert sich Joana, die heute nacht mit Michael auf Tour geht. Die Barbesitzer konnten sie schlecht einschätzen, auch die Frauen waren anfangs sehr zurückhaltend. Um die Prostituierten kennenzulernen, bestellte sie ihnen einen „Lady's Drink“, eine Cola oder ein Bier, das mit einer weißen Serviette umwickelt wird - ein Zeichen dafür, daß das Getränk fast dreimal so teuer ist wie die anderen Getränke. Der Obolus für ein paar ungestörte Minuten. „Meist kommen wir über das Thema Aids ins Gespräch“, erzählt Joana, während Sheena hinter der Bühne verschwindet, um ihr Flatterkleid gegen ein enges Mini-Kleid zu tauschen, mit dem sie gleich tanzen

muß. 33 Aids-Fälle wurden im vergangenen Jahr bekannt, die meisten infizierten sich über Drogenkonsum. Die Forge-Mitarbeiter fürchten aber, daß sich auch immer mehr Prostituierte mit dem tödlichen Virus infizieren. Einige von ihnen haben früher selbst im Bordell gearbeitet und wissen, daß die Frauen nur selten Kondome benutzen. Aus Geldmangel, oder, weil es die Kunden so fordern. Deshalb verteilen sie Kondome, beraten die Frauen, machen auf Gefahren aufmerksam. Gefahren, über die die Frauen meist selbst schon nachgedacht haben. Doch in den Bordellen gibt es keine Betreuung, und so bleiben die Frauen mit ihren Ängsten allein.

Auch Sheena war froh, als sie mit Joana über Aids sprechen konnte. Sie machte sich Sorgen, vor allem wegen ihrer Tochter. Für die hatte sie überhaupt erst mit der Prostitution angefangen. Zuerst hatte sie nur tanzen wollen, doch ihr Chef sagte ihr, sie könne mehr Geld für ihr Kind verdienen, wenn sie auch als Prostituierte arbeite. „Am Anfang fand ich's furchtbar und wollte sofort wieder aufhören“, erzählt die 22jährige, „ich habe aber für mein Kind weitergemacht.“ An ihren ersten Freier kann sie sich noch gut erinnern. Ein Japaner, der „sehr nett“ gewesen sei, zahlte 5 000 Peso, obwohl alle anderen nur 1500 Peso zahlen. Mit deutschen Männern will Sheena nichts zu tun haben, auch wenn sie noch so viel zahlen: „Die sind mir zu pervers.“ Ein Urteil, das wir an diesem Abend noch öfter zu hören bekommen.

Sheena ist der Star in der „Island Bar“. Mit ihren langen lockigen Haaren, ihren weichen Gesichtszügen und ihrer unbekümmert offenen Art wirkt sie nicht wie eine Prostituierte, und das gefällt den Freiern. Auch auf der Bühne strahlt sie beim Tanzen eine Fröhlichkeit aus, die anderen Frauen in den Jahren in der Schummerbar offenbar vergangen ist. Sheena ist gefragt, und eine solche Position will sie erst aufgeben, wenn sie im Sommer mit der Hotelfachschule anfängt. Ein großer Plan, wie ihn viele der Frauen haben, die wir heute nacht treffen. Pläne, die allzuoft am Geld scheitern.

Für die Streetworker von Forge sind Frauen wie Sheena die idealen Kontaktpersonen. Sie wissen, was hinter den oft schäbigen Kulissen der Bars passiert, kennen die Nöte ihrer Kolleginnen und vermitteln sie an Forge weiter. Wenn die Kontaktfrauen freihaben oder gerade arbeiten, kann es passieren, daß Joana und Michael sich nur umgucken, ein Bier trinken und wieder verschwinden. Wie im „Viking“, einer Edelbar, in der vor allem Ausländer verkehren. Joana schaut sich kurz um. „Unsere Kontaktfrauen sind wohl beschäftigt“, sagt sie. Eine von ihnen erscheint kurze Zeit später auf der Bühne, zwinkert Joana kurz zu, doch auch sie hat heute abend keine Zeit für ein Gespräch. In der Bar, die einem Europäer gehört, ist zu viel los. Ältere Herren, die sich an fast mädchenhaft wirkende Filipinas drücken. Aber auch junge weiße Männer, die, umgeben von mehreren Filipinas, mit alkoholisiertem Blick den aufreizenden Tänzen auf der Bühne zuschauen. „Diese Bar ist eine der wenigen, die eigene Zimmer hat“, erzählt Joana, „die Frauen aus den anderen Bars fahren mit ihren Freiern in Motels.“

Geraten die Frauen dort in eine Notsituation, sind sie oft alleingelassen. Marie-Tess, eine der Forge-Mitarbeiterinnen, die früher selbst in der Prostitution gearbeitet hat, drängt darauf zu gehen. Sie fühlt sich unwohl. Der Schweizer am Nachbartisch hat sie mit Blicken taxiert und hält sie offenbar für eine Prostituierte. So viel Nähe zu ihrem alten Job ist ihr unangenehm.

Ein Streifzug durch die Bars von Cebu City - ein Abend der Gegensätze. Die edle „Viking-Bar“, die Wert auf Stil und Aussehen legt, ein paar Kilometer weiter das „Strait II“, wieder im Hafenviertel und noch schmutziger als die „Island Bar“. Auch hier herrscht an diesem Donnerstagabend reger Betrieb. Ausländer trifft man hier allerdings nur selten. Es sind wieder die gelangweilt wirkenden Filipinos, die mit müdem Blick den aufreizend gemeinten Bewegungen auf der Bühne folgen und sich nur bewegen, wenn sie zur Bierflasche greifen oder mit einer Frau verschwinden.

Gothy und Jennifer freuen sich, als sie Michael und Joana entdecken. Endlich eine Abwechslung. Mit ihren Zahnsparren wirken die beiden wie Zehntklässlerinnen. Doch beide haben bereits Kinder. „Ich arbeite nur in der Bar und tanze“, betont Gothy und läßt ihre Hand keine Sekunde von meinem Knie. Mit Freiern in ein Hotel mitgehen käme für sie nicht in Frage, sagt sie mit verklärtem Blick. Joana wundert sich über solche Aussagen, denn sie weiß, daß Gothy wie die anderen Frauen in dieser Bar von der Prostitution leben. Daß Gothy das nicht zugeben will, hat sicher auch mit ihrer Angst zu tun, vor Ausländern ihr Gesicht zu verlieren. Da fällt es leichter zu lügen als die Wahrheit zu ertragen. Die kann Gothy offenbar sowieso nur noch gedämpft aushalten. Ihr verklärter Blick, ihr langsames Reden - Joana führt das auf Drogen zurück: „90 Prozent der Prostituierten nehmen Drogen.“ Auch das immer wieder ein Thema für die Forge-Mitarbeiter. Sie wissen, daß sie wenig daran ändern können, daß die Frauen sich mit Drogen betäuben. Trotzdem hoffen sie, den Frauen die Situation zu erleichtern. Durch intensive Gespräche während ihrer Arbeit im Bordell und durch die von Forge ins Leben gerufenen Selbsthilfegruppen, in denen die Frauen sich austauschen können, in denen sie auch neue Lebensziele entwickeln können. Die allerdings häufig am Geld scheitern.

Wieviel sie in der Woche verdienen, frage ich Gothy und Jennifer? Die beiden Frauen antworten mit einem Lächeln. 10 000 Peso? Lächeln. Mehr? Lachen. 20 000 Peso? Nein, weniger, aber 10 000 Peso könnten es schon einmal sein. Das ist dreimal soviel wie andere Filipinas im ganzen Monat verdienen. Und das Geld allein ist es auch, was die Frauen an ihrem Job festhalten läßt. Auf die Frage, ob ihnen die Arbeit in der Bar Spaß macht, kommt von beiden ein spontanes und überzeugtes „Nein“. Auch Jennifer, die in Jeans und T-Shirt so gar nicht nach einer Prostituierten aussieht, hat große Pläne. Derzeit geht sie noch zur Schule, doch wenn sie die beendet hat, will sie Managerin in einem Restaurant werden, erzählt sie mit leuchtenden Augen. Auf diesem Weg wollen ihr die Forge-Mitarbeiter helfen. Sie können ihr zwar kein Geld bieten, aber seelische Unterstützung. Und die hat zumindest bei einigen Frauen dafür gesorgt, daß sie ihr Leben völlig umgekrempelt haben.

## 2.2 Mangoeis statt Bordell

Anna-Maria singt sich froh. Immer dann, wenn ihr die Decke auf den Kopf fällt, legt sie eine Karaoke-Kassette in den Videorecorder, schaltet den riesigen HiFi-Turm ein und entlädt ihren Frust ins Mikrofon. Die Karaoke-Anlage ist das einzige, was sie aus ihrem früheren Leben aufbewahrt hat. Alle hautengen Mini-Kleider und die Spitzenwäsche, die Anna-Maria bei ihrer Arbeit im Bordell tragen mußte, sind als Füllung in Kopfkissen verschwunden. Ein radikaler Bruch nach vier Jahren Schmuddelbar.

Anna-Maria hat lange mit sich gerungen, bevor sie diesen Schnitt gewagt hat. Selbst ihre Freundinnen wollten ihr am Anfang nicht glauben, als sie von ihren Plänen erzählte, aus der Prostitution auszusteigen, um stattdessen selbstgemachtes Mangoeis und Lunch-Pakete zu verkaufen. Die 32jährige war der Star in der „Island Bar“, beliebt bei den Frauen und Freiern. Doch Anna-Maria fühlte sich immer unwohler in dem Job. Das erzählte sie auch Joana und Michael, als sie sie vor zwei Jahren in der Bar kennenlernte. „Sie fragten mich damals, wie es mir mit dem Job ginge“, erzählt sie, fügt aber gleich hinzu, „sie haben mir aber nie gesagt, ich solle aufhören. Das habe ich selbst entschieden.“ Und so will Forge es auch. Den Sozialarbeitern ist klar, daß sie den Frauen nicht helfen, wenn sie sie überreden, mit der Sexarbeit aufzuhören, danach aber keine Arbeit mehr haben.

Erst seit wenigen Jahren kümmern sich Nicht-Regierungsorganisationen wie Forge in Cebu City um Frauen wie Anna-Maria. Mittlerweile gibt es eine ganze Gruppe von Prostituierten, die sich regelmäßig trifft. „Junge Träumerinnen“ nennen sie sich - ein Name, der Programm ist. Keine der Frauen ist wirklich zufrieden mit der Arbeit, die meisten träumen von einem anderen Leben, einem „normalen“ Beruf, einer eigenen Familie. Anna-Maria nimmt seit Jahren an den Treffen teil, leitet sogar einen der Studienkreise. Sie engagiert sich bei Festen, organisiert Vorführungen. Eine Arbeit, die sie verändert hat.

Die Fragen, die die Forge-Leute stellten, die Diskussionen unter den Prostituierten - zum ersten Mal dachte Anna-Maria anders über ihre Arbeit nach. Am Ende entschied sie sich aber vor allem wegen ihrer Tochter Joanne für ein neues Leben. Wegen ihr hatte sie angefangen mit der Prostitution - sie wollte ihr die High-School finanzieren. Wegen Joanne stieg sie aus dem Bordell-Leben aus. Klassenkameraden der 14jährigen hatten von ihren Eltern gehört, daß Anna-Maria in der „Island Bar“ arbeitet und zogen die Jugendliche damit auf. Bis dahin hatte Joanne gedacht, ihre Mutter sei Verkäuferin, doch jetzt konnte Anna-Maria nicht länger lügen. „Das wollte ich meiner Tochter nicht zumuten, ich wollte nicht ihre Zukunft zerstören“, erklärt die Frau, die selbst mit 16 vergewaltigt und mit 17 von ihren Eltern verheiratet wurde.

Sexuelle Übergriffe und Gewalt in der Familie - eine Erfahrung, die viele Prostituierte gemacht haben. Die Familie schweigt darüber, Schutz oder gar Verständnis können die Frauen meist nicht erwarten. Im Gegenteil: Eltern und Verwandte geben der Frau die Schuld, wenn sie ungewollt

schwanger wird. Die Männer zahlen nur sehr selten für ihre Kinder, staatliche Hilfen gibt es nicht. Wie Anna-Maria verlassen viele junge Mütter ihre Heimat, um der Familie keine Schande zu bereiten. Von der mittellosen alleinerziehenden Mutter bis zur Prostitution ist es oft nur ein kurzer Weg. Zurück ins „normale Leben“ zu kommen, ist dagegen sehr viel schwieriger.

„Es war ein schönes Gefühl, mir beweisen zu können, daß ich die Entscheidung auch durchhalte“, sagt Anna-Maria. Doch obwohl sie froh ist, daß das Versteckspiel vor ihrer Tochter und ihrer Familie vorbei ist, obwohl sie aufgeatmet hat, als sie zum ersten Mal nachts nicht mehr zur „Island Bar“ gefahren ist - finanziell geht es ihr jetzt so schlecht wie seit Jahren nicht mehr. Ein Problem, weswegen die meisten Frauen vor diesem Schritt zurückschrecken. Bis zu 2 000 Peso zahlte ein Freier, von dem Geld konnte Anna-Maria nicht nur ihre Tochter und ihre Geschwister ernähren. Sie unterstützte auch ihre Eltern in Leyte, die nie erfahren haben, wie sie ihr Geld verdiente. Jetzt weiß sie kaum, wie sie sich und ihre Tochter ernähren soll. Die wenigen Pesos, die sie mit dem Mangoeis und den Lunch-Paketen verdient, reichen kaum, um die Miete der bescheidenen Hütte zu finanzieren. In jeder freien Minute faltet sie Papier-Umschläge für Moskito-Spiralen, doch für zwei Pesos muß sie 500 falten, mehr als 3 000 am Tag schafft sie nicht. Kaum genug für ein Abendessen. Und erst recht nicht genug, um ihrer Tochter etwa Schulbücher zu kaufen, die sie sich früher immer leisten konnte.

Trotzdem hat Anna-Maria den Schritt nie bereut. In den Zirkeln, die sie leitet, macht sie auch anderen Frauen Mut, die Arbeit in der Bar aufzugeben. „Vor allem den Jüngeren rate ich, Geld zu sparen, damit sie später aussteigen können“, so Anna-Maria. Ein Rat, den sie selbst viel zu wenig beherzigt hat. So hilft ihr die Karaoke-Anlage zwar über den Frust hinweg, doch hätte sie das Geld auf die hohe Kante gelegt, wäre ihr der Start ins neue Leben leichter gefallen. Auch wenn damit der Traum vom eigenen Fast-Food-Restaurant noch lange nicht wahr geworden wäre.

### 2.3 Als Kind an Männer verkauft

Lovely ahnt nichts Böses, als sie zum Treffen mit ihrer Clique fährt. Einen der Freunde hat sie am Telefon gefragt, ob er ihr Geld leihen könne. „Kein Problem“, sagt der, „komm‘ vorbei.“ Doch statt ihr das Geld zu geben, schickt er die damals 14jährige ins Nebenzimmer, zu einem Freier, der bereits wartet. Lovely versteht die Welt nicht mehr. „Ich habe ihm gesagt, daß ich das nicht will“, sagt sie und spielt verlegen mit ihren Haaren, „aber er wurde wütend. Und da ist es zum ersten Mal passiert.“

Fünf Jahre ist es her, seitdem ihre Freunde sie zum ersten Mal zur Prostitution zwangen. Fünf Jahre, die deutliche Spuren hinterlassen haben. Lovely lebt zwar mittlerweile im Drop-in-Center von Forge, doch die ständige Angst begleitet sie noch immer. Lange hat sie überlegt, ob sie überhaupt mit uns reden will. Es fällt ihr nicht leicht, von den schrecklichen

Erfahrungen zu erzählen. Doch Wendy, die Sozialarbeiterin von Forge, macht ihr Mut, wenn sie stockt. Sie hält ihr die Hand, an die sich Lovely buchstäblich klammert, wenn sie sich an die letzten Jahre erinnert, ihre verlorene Jugend. In dem Drop-in-Center hat sie zum ersten Mal ihr Schweigen gebrochen, wie viele der Kinderprostituierten, die regelmäßig ins Zentrum kommen oder hier vorübergehend leben. Das Haus, das versteckt in einer Seitenstraße in Cebu City liegt, bietet erste Hilfe für die Kinder. Hinter dem großen Tor können sie sich sicher fühlen vor den Zuhältern und neu über ihre Zukunft nachdenken. Das wird oft begleitet von Aggressionen. Viele Fenster im Zentrum sind zerstört, „weil die Kinder irgendwo ihre Wut loswerden müssen“, so Wendy. Einige von ihnen werden weitervermittelt an das Hope-Center, ein von Ordensschwwestern geführtes Rehabilitationszentrum für mißbrauchte Kinder.

Lovelys Zukunft schien eigentlich gesichert zu sein, als ihre Stiefmutter sie auf die von Nonnen geführte Mädchenschule schickt. Eine gute Schulbildung macht es leichter, eine Stelle zu finden. Doch Lovely wird immer schlechter in der Schule, nach der dritten Klasse verläßt sie die High School und arbeitet an einem Werbestand im größten Einkaufszentrum in Cebu City. Dort trifft sie ihre neuen „Freunde“. Niemand von ihnen hat Arbeit und so vertreiben sie sich die Zeit im Einkaufszentrum. Lovely glaubt, ihnen vertrauen zu können, aber sie gerät in einen Teufelskreis. Als sie über Probleme klagt, geben sie ihr Drogen. „Da kannst du Regenbögen sehen“, versprechen sie ihr. „Doch die Probleme waren nicht weg, sie waren in mir“, sagt sie und schlägt sich aufs Herz. Noch heute leidet sie darunter, ein ungewolltes Kind zu sein, der Vater unbekannt, die Mutter nicht in der Lage, sie zu ernähren. Auch ihre Stiefeltern können diesen Schock nicht wieder gutmachen.

Eine Situation, unter der viele Kinder auf den Philippinen leiden. Ihre Mütter werden viel zu jung und unverheiratet schwanger, in den streng katholischen Dörfern ist das nicht nur eine große Schande für die Frau und die Familie, oft fehlt auch das Geld, die Kinder zu ernähren. Sie werden wie in Lovelys Fall zur Adoption freigegeben oder wachsen bei Verwandten auf, die mehr Geld haben.

Für Lovely wird die Clique zur Ersatzfamilie. Und mit ihr Drogen und sexueller Mißbrauch. Die Jungen werden zu Zuhältern, zwingen die Mädchen, Geld für ihre Drogen anzuschaffen, setzen sie unter Druck. „Bei den Drogen-Sessions wußten die Jungen nicht mehr, was sie taten, und oft wurde eins von uns drei Mädchen dabei vergewaltigt“, erzählt Lovely und wischt sich immer wieder hektisch durchs Gesicht, als könne sie die Vergangenheit damit verjagen. Niemand hilft ihr in ihrer Verzweiflung, mit ihren Schwestern streitet sie nur noch, weil die gegen Drogen sind. Ihrer Stiefmutter gegenüber hat sie ein schlechtes Gewissen, es quält sie das Gefühl, undankbar zu sein nach all dem, was sie für sie getan hat. Am Ende versucht Lovely sogar sich umzubringen.

Erst im Drop-in-Center hat die heute 18jährige neuen Mut gefaßt. Vor einem halben Jahr ist sie hierher gekommen, doch es hat lange gedauert,



bis sie sich wohlfühlt. Wie die meisten anderen Mädchen oder jungen Frauen ist sie vor allem mit sich selbst beschäftigt, kann die ungeheure Wut auf sich kaum bändigen. Sie genießt zwar die Ruhe im Zentrum, freut sich über die langen Gespräche mit den Sozialarbeitern. Doch die Wut weicht nur langsam der Hoffnung. „Jetzt habe ich endlich wieder eine Zukunft“, sagt sie und lacht zaghaft. Sie will wieder zur Schule gehen, hat schon mit der Lehrerin gesprochen: „Vielleicht klappt es ja sogar im Juni.“ Ihr großer Traum: in einer Bank arbeiten, viel Geld verdienen und eine eigene Familie gründen. Ihr will sie all das geben, was sie als Kind und Jugendliche so vermißt hat.

### III. Als „Gastarbeiterin“ auf den Philippinen

Recherche auf den Philippinen, das ist Geduldsarbeit. Vor allem in Manila. Vier Stunden saßte ich fast jeden Tag im Taxi. Allein für die zehn Kilometer von Quezon City im Norden Manilas nach Makati muß man bis zu zwei Stunden einkalkulieren. Wegen der vielen Baustellen steht das Taxi die meiste Zeit im Stau. Auch die Recherche per Telefon kann zum Glücksspiel werden. Bis ich Schwester Bernadette, Ansprechpartnerin für das Solwodi-Projekt treffe, vergeht mehr als eine Woche. Die Telefonnummer ihrer Organisation hat sich geändert, die Telefonauskunft ist ständig besetzt oder nicht erreichbar. „Nimm dir Zeit, do it the filipino way“, empfängt mich Schwester Bernadette lachend, als ich mal wieder abgehetzt zu einem Treffen komme. Einer der wichtigen und wertvollen Tips, die sie mir für die Arbeit auf den Philippinen gegeben hat.

Doch so anstrengend das Verkehrschaos ist, so angenehm sind die Interviews mit den Nicht-Regierungsorganisationen. Ihre finanziellen Mittel sind zwar meist sehr knapp, aber sie arbeiten sehr engagiert und professionell. „Die Organisationen sind oft besser ausgestattet als wir“, sagt Schwester Lea Ackermann von Solwodi fast neidisch. Schon vor zehn Jahren, als sich deutsche Organisationen kaum Computer leisten konnten, seien die philippinischen NRO-Büros längst mit High-Tech ausgestattet gewesen. Mittlerweile tauschen sich die Migranten-Organisationen international per e-mail aus, viele haben eine eigene Homepage.

Die 50 Jahre amerikanische Kolonisation haben die Menschen und das Leben auf den Philippinen geprägt. Anders als in anderen asiatischen Ländern sprechen die meisten Filipinos nicht nur gut Englisch, sie sind sehr aufgeschlossen und freuen sich über das Interesse von Journalisten. Zumindest auf den ersten Blick. Denn trotz Levi's Jeans, „Back Street Boys“ und MC Donald's ist ihnen westliche Direktheit unangenehm. Und da tritt man als Europäer leicht in asiatische Fettnäpfchen. So drehen sich einige Frauen wortlos weg, als ich sie beim Pre-Departure-Seminar frage, ob sie nicht traurig seien, für zwei Jahre ins Ausland zu gehen und ihre Kinder nicht zu sehen. Die Frage ist zu direkt, die Frauen geben lieber vor, mich nicht zu

verstehen als ihr schlechtes Gewissen zuzugeben und damit das Gesicht zu verlieren. Besonders empfindlich sind die Frauen, wenn es um noch heiklere Themen geht. Als ich Anna-Maria treffe, um mit ihr über ihren Ausstieg aus der Prostitution zu sprechen, erzählt sie, sie habe immer nur einen Kunden gehabt, und der sei ein guter Freund von ihr gewesen. Dabei hatten mir die Forge-Mitarbeiter gerade erzählt, daß sie in den Selbsthilfegruppen aufgestanden sei und sich vor allen selbstbewußt als Hure bezeichnet habe. Doch in unserem Gespräch „vergißt“ sie diese Vergangenheit. Aus Angst, ihr Gesicht zu verlieren.

Meine Gespräche bewegten sich sehr häufig in diesem Zwiespalt zwischen westlicher Offenheit einerseits und asiatischer Empfindlichkeit andererseits. Erst nach Wochen ahnt man als Europäer, wo die Fettnäpfchen sein könnten. Doch so bin ich der philippinischen Kultur zumindest ein Stückchen nähergekommen.